

Stadt-
bücherei
Erlangen

27. 12. 19

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig



W. Uhle

Verlag: Georg Stilke, Danzig und Berlin
5. Jahrg. Dezember 1924 Heft 9

Preis: 1.— Goldmark, für Danzig 1.30 Danziger Gulden
für Polen, Oberschlesien 1.40 Goldfranken

Louis Schröder

Danzig, Große Scharmachergasse Nr. 3

Telefon 1638

(gegenüber Potrytus & Fuchs)

Telefon 1638

Kunsthandlung

254]

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

===== Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten =====

John & Rosenberg, Buchhandlung

(Inhaber Friedrich Händler)

Zeughaus - Passage, Danzig, Kohlenmarkt

Das gute Buch / Bibliophilie / Kunst / Wissenschaft

255]

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen
Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

5. Jahrg.

Dezember 1924

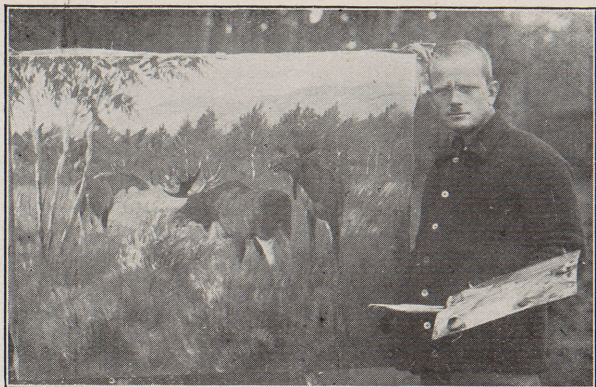
Nr. 9

Der Tiermaler Hans Kallmeyer

Von Hans Kallmeyer

Das bin ich nämlich selbst, verehrter Leser! Ich bitte, es nicht für vermessen anzusehen, wenn ein Künstler über seine eigene Person zu schreiben unternimmt. Da er sich aber am besten kennt und andere immer nur mehr oder weniger oberflächlich nach seinen Arbeiten urteilen, so wird es für viele ganz reizvoll sein, ihn selbst zu hören und sich ein eigen Bild zu machen!

Zunächst muß ja eine Art Lebenslauf gegeben werden, den ich hier kurz skizziere. Am 1. September 1882 erblickte ich zu Erfurt das Licht der Welt und kam in ein „militärisches Milieu“, da mein Vater Offizier war und in allerhand Garnisonen herumgeworfen wurde, wie es früher ja so oft geschah. So lernte ich als Junge schon manches Stückchen Heimat kennen und kam 1894 nach dem so entfernten, aber herrlichen Ostpreußen. Nach Absolvierung des Gymnasiums probierte ich mein Heil als Jurist, aber nicht lange, der Drang zur Kunst war zu mächtig, besonders, nachdem Professor Ludwig Dettmann ein sehr günstiges Urteil über meine künstlerischen Fähigkeiten abgegeben hatte. Doch erst 1908 ging's nach Dresden auf die Akademie zu Richard Müller, dem eminenten Zeichner alten Stils, dann zu Emmanuel Hegenbarth, dem Zügel scholar und Schwiegersohn des Altmeisters. Da genoß ich bis 1913 die typische Zügel scholar. Hegenbarth, meinem leider zu früh verstorbenen Lehrer, der ein prächtiger Mensch und tüchtiger Künstler war, habe ich viel zu danken. Unsere Motive in den Jahren 1909—1913 waren hauptsächlich schwere Pferde, Ochsen, Kühe usw. Der Zügelstil war bei H's. Schülern unverkennbar, bis der aufblühende Expressionismus das bisher Gültige über den Haufen warf. Namentlich die Jüngsten wandelten sich z. T. von heute auf morgen um, sehr zum Schaden ihres Könnens.



Der Künstler bei der Arbeit

Keiner aber trat in Marcs Fußstapfen. Die älteren Schüler blieben sich selbst treu und gingen nicht mit der Mode oder auch der revolutionären Zeit mit, weshalb eine zünftige Kunstkritik sie nicht mehr für diskutabel hält. Noch immer spuken ja die wunderschönen Begriffe vom seelischen Erlebnis und Verbindung mit dem Kosmos in allen Kritiken. Als ob nicht jedes ehrlich erarbeitete Bild erlebt wäre und mit dem Weltganzen Verbindung hätte.



Aufblockender Seeadler



Nebelkrähen in Kiefern

1914 ging ich weg von Dresden nach Berlin. Ehe ich aber mich dort festsetzte, besuchte ich Ostpreußen von neuem. Da kam der Krieg, und mit ihm eine „Kunstpause“ von vier Jahren. Erst 1919 begann neue, sehr ernste Arbeit, da die langen zermürbenden Kriegsjahre der künstlerischen Leistung großen Abbruch getan.



Kämpfende Elche

Meinen alten Gebieten blieb ich treu, trotzdem die „neue Kunst“ überall mit tausend Zungen gepredigt und gelobt wurde, die „alte Kunst“ totgeschwiegen und verächtlich gemacht wurde. Mein Motto war stets: Ich male, was mir gefällt, und nicht, was andere wünschen und anbeten.

Die Art meiner Arbeit entspricht meiner Natur. Ich bin großer Tierfreund, begeisterter Jäger und seit 20 Jahren erfolgreicher Sportsmann. Gerade und ehrlich ist mein Weg auch in meiner Lebensarbeit. Energie und eine gewisse Härte liegt in meinen Bildern, die logischerweise denen am meisten sagen werden, die



Wildgänse

gleicher Art wie ich sind. Weichliche Aestheten und jede neue Mode Anbetende werden von meiner Arbeit sich abwenden und unbefriedigt sein.

Mein Spezialgebiet sind die urigen Elche Ostpreußens, diese Sinnbilder unbändiger Kraft und verblüffenden Selbstbewußtseins, neben ihnen schwere Pferde, leicht beschwingtes Federvolk in Rohr und Wald und dergleichen mehr. Auch die Landschaft und das Porträt pflege ich, doch stehen diese Gebiete an zweiter Stelle. Daß alle meine Arbeiten erlebt sind, d. h., daß der Anlaß zu ihnen einem inneren Drang, dies oder jenes darstellen zu müssen, entspringt, brauche ich nicht erst zu betonen. Die fabelhafte Spannung, die eine Begegnung mit einem kapitalen Elchschäufler auslöst, erfährt mich fast ebenso, wenn ich in geheimnisvoller Rohrwildnis

ein Schof Enten oder eine Rohrdommel beobachten kann. Sofort entsteht der Wunsch, das möchtest du darstellen, so fein, so fesselnd ist dies.

Zeitgemäße Kritiker werden ein solches Bestreben mit dem Schlagwort „Illustration“ abtun. Wir besitzen so wundervolle Tierphotographien, daß eine bildliche Darstellung von Künstlerhand



Einfallende Spießente

eigentlich unnötig wäre. Aber ist nicht ein solches Tiergemälde Ausdruck des Erlebten, wie jeder Tierliebhaber oder Jäger es auch erlebt? Wenn ich z. B. Nebelkrähen in hohen Kiefern male, wie sie frech und listig Umschau halten nach Beute, drückt sich nicht darin auch ihre „Tierseele“ aus? Oder wird ein Tierbild erst beseelt, wenn ich blaue Elche, grüne Pferde und anatomisch un-

mögliche Viecher bilde? Groß, einfach und lebenswahr zu sein, ist mein Ziel.

Einige Illustrationen sollen zeigen, was und wie ich arbeite. Jeder kann sich danach ein Bild machen, denn Rätsel gebe ich nicht auf. Natürlich ist es ein Nachteil, wenn die Farben fehlen, die ja einem Gemälde den Hauptreiz verleihen. Für die, welche meine Farbskala noch nicht kennen, sei gesagt, daß ich sehr kräftige, kontrastreiche Töne liebe und in starken Farben schwelge. Das Weichliche, Sentimentale liegt mir nicht.



Oxsen

Oft werde ich gefragt, wie studieren oder malen sie diese Tiere, die doch nicht stehenbleiben? Ich laufe ihnen nach, wo ich kann, und beobachte oft jahrelang, ehe ich Wesen und Form völlig beherrsche. Mein erstes Elchbild, was ich als gelungen betrachtete, habe ich nach sechsjährigem Studium ausgestellt und auch verkauft. 1905 sah ich den ersten Elch in freier Natur, 1924 den stärksten Schaufler, den ich bisher auf deutscher Wildbahn sah. Immer von neuem beobachten, ist das Wichtigste bei allen Tierbildern, denn nie kann eine Photographie die Beobachtung ersetzen. Ein Photo ist ein Augenblicksbild, ein Gemälde der Extrakt unzähliger Momente, der Niederschlag eines Erlebnisses.

So hoffe ich dem verehrten Leser ein Bild meines Werdens und Wollens gegeben zu haben, das ihn anregen wird, meine Arbeiten nach dem Künstler und nicht nach der Tagesmode zu betrachten.



Elche im Nebel

Walther von der Vogelweide

Nach einem Bilde von Alex. Brendel

Von Franz Mahlle

Er reitet fiedelnd und singend auf seinem weißen Roß durch eine tiefgrüne Wiese. Sein Haar fällt in goldenen Wellen über die Schulter und sein blauer Mantel fliegt im Winde.

Die Käfergemeinde sitzt noch beim Morgentau. Ein Marienwürmchen klettert an der grünen Stange einer Löwenzahnlaterne hoch, damit er besser sehen kann. Die blauen Glockenblumen am Wege gehen leise.

Die Birken raffen ihre grünen Schleiergewänder, als sie das Fiedeln und Singen hören. Ein paar Eidechsen habens auch gehört und schauen dem blaugoldenen Wunder nach, das den Bergen zureitet und den grauen Burgtürmen. Hoch über ihm schweben gleich selig gleitenden Tauben ein paar silberne Wolkenfetzen.

Wir müssen den Frohmut wieder lernen von dir und unser Herz in deine liederdurchflungene Welt heben, wenn auch dein Weidenhof in welscher Hut seht steht.

Tier- und Pflanzenmotive im Kunstgewerbe

Mit Abbildungen von Käthe Grau-Künstlers Entwürfen
Von Else Frobenius

Das Kunstgewerbe hat in den letzten Jahren in Deutschland einen ungeheuren Aufschwung genommen. Hunderte von Frauen des Mittelstandes leben von Heimarbeit. Sie haben die Technik der



Phot. Franz Schwarzlose, Berlin

Die Künstlerin mit Teewärmer
„Rose mit Schmetterling“

Stickerei, der Spitzenkunst, der Strickarbeit zu bemerkenswerter Höhe entwickelt und haben hübsche Einfälle in bezug auf Zusammenstellung der Farben, Verwendung neuer Materialarten, Verbesserung der Muster. Eine gewisse Produktivität des Geschmacks ist ihnen eigen. Wenige aber sind imstande, neue Muster und Techniken zu erfinden. Es sind Motive aus Japan und Aegypten, Vorlagen der Münchener und nordischen Volkskunst und alte Gobelin- und Petit-Pointstickereien, die ihnen als Vorbilder dienen und unter Umständen geändert werden.

Eine der wenigen Kunstgewerblerinnen, die ihre Motive unmittelbar aus der Natur schöpft, ist die Ostdeutsche Käthe Graukünstler, deren Schwester, Margarete Künstler, durch ihre Scherenschnitte bekannt ist. Im letzten Jahr haben ihre Arbeiten auf Berliner und Leipziger Messen viel Beachtung gefunden und sind von der Industrie in großem Umfang verbreitet worden. Sie zeigt fließende Schals und Lampenschleier, die mit großen, schillernden Blüten überstreut sind. Das Blumenmotiv nimmt bei ihr meist die Gestalt einer ausgebreiteten flachen Blüte an, die in un-



Phot. H. Wertheim, Berlin

Schals, Wiegenscheier und Lampentücher, davor: Tischdecken und Kissen

regelmäßigen Zwischenräumen auf dem Stoff verteilt ist. Die Blüten werden aus Sammet, Seide oder Atlas ausgeschnitten und leicht bemalt. Dann heftet die Künstlerin sie mit feinen, unsichtbaren Stichen zwischen doppelt gelegten Chiffon oder Tüll. Der Duft und zarte Farbenreiz der Blüte wird bei dieser Technik gewahrt. Sie wirkt wie ein Zufallsschmuck der Natur.

Sehr reizvoll sind die Farbenzusammenstellungen. Ein weicher Schal aus silbergrauem Chiffon wurde mit mattrosa Rosen geziert. Eine Wiegendecke aus weißem Tüll mit weißen, sternförmigen Blüten, die nachts leuchten. Eine lilaseidene Tischdecke wurde mit Stiefmütterchen aus gleichfarbigem Sammet umrandet. Ein Abendkleid aus gelblichem Chiffon mit Teerosen überstreut.

Den Farben, mit denen die Lampenschleier gemalt werden, ist manchmal etwas Radiumartiges beigemischt, so daß die Blüten im Dunklen leuchten und geheimnisvoll-magischen Glanz ausstrahlen.

Auch das Pfauenfedermotiv wird zu Lampenschleiern, Decken und Kissen verarbeitet. Die Federn schillern bald grünblau, bald violett, bald in goldigen Tönen. Das duftige Kleid einer Tänzerin wurde mit japanischen rotgrün schimmernden Schleierfischen geziert, so daß sie ausah wie eine Nixe. Es ist immer eine starke Unmittelbarkeit



Teewärmer „Rosefisch“ Phot. Franz Schwarzlose, Berlin

des Empfindens in den Entwürfen von Käthe Künstler. Sie sind der Natur abgelaußt. Mag die Farbigkeit phantastisch gesteigert und die Form stilisiert sein, so bleibt doch stets ein Wesenskern, der mit Humor und scharfem Blick für das Charakteristische erfaßt ist und ihnen eine unnachahmbare Eigenart verleiht. (NB. Als Muster sind sie alle gesehlich geschüßt!)

Die Lieblinge Käthe Künstlers sind aber die Tiere — alles was krecht und fleucht. Sie hat ein besonders feines Verständnis für die Art jedes Geschöpfs. Oft machte sie Studien im Berliner Zoo. Dort gelang es ihr, selbst die scheuesten Tiere an sich heranzulocken. Sie wurde mit den Straußen, den Känguruhs, den neu eingetroffenen Bären zusammen photographiert. Selbst an Wildlinge durfte sie

sich heranwagen. Die Tiermotive ihrer Arbeiten geben in wenigen Linien die Umrisse des Tieres. Die neuartige, oft sehr originelle Verwertung des Materials und eine leichte Bemalung erzielen eine Charakteristik, die voll Treffsicherheit ist. Auch ihre Tierstudien hat Käte Künstler zu gemalten Einlagen zwischen Tüll und Seidengaze verwandt. In letzter Zeit verfertigte sie ganze Serien von



Phot. Franz Schwarzlose, Berlin

3½ m lange Riesenschlange „Kleopatra“
als Kissen und Divanrolle

Schutzglocken für Kuchen-, Frucht- und Konfekttschalen. Sie gab ihnen u. a. die Form eines Aquariums. Die Wasserlinie ist durch bläuliche Tüll-Lagen angedeutet. Rötlich leuchtende Goldfische scheinen sich im Aquarium zu tummeln. Wenn man die Tüllglocke gegen das Fenster stellt, hat sie eine überraschend lebensvolle Wirkung. Ein anderer Entwurf hat die Form eines Vogelbauers, in dem Papageien und Kanarienvögel sich wiegen. Ein dritter, aus schwarzem Tüll, die einer Mausfalle, in der kleine graue Sammetmäuse umherhuschen.

Als Zier des Frühstückstisches erdachte Käte Künstler auch Kaffeewärmer verschiedenster Form. Sie haben die Gestalt von

Fröschen, Kröten, bunten Fischen, schwarzen Sammetpinguinen mit weißer Atlasbrust. Neben ihnen stehen Kaffeewärmer in Gestalt großer Rosen, auf deren Blättern sich Taftschmetterlinge wiegen. Oder in Gestalt von Mohn- und Glockenblumen, die aus weichen, matten Seidenstoffen hergestellt wurden.

Besonders viel Beifall errangen die Salonboas: große Schlangen aus schuppig gemaltem Atlas mit weicher Füllung, die sich als Ruhekissen in die Sofaecke schmiegen. Es ist ein elegant-kapriziöses Spielzeug für die Dame, die während der Konversation die Schlange um Hals und Arme windet. Auch als Schaufensterdekoration werden die Rieseneremplare der „Kleopatra“ und „Salome“ gern benutzt. Neben ihr lagert im Arbeitsraum der Künstlerin ein ganzes Heer von Reptilien: ein Chamäleon aus bunt schillerndem Seidenstoff, mit einem schmalen Streifen weißen Affenfells auf dem Rücken, Schildkröten in allen Größen, braun, mit gelben und schwarzen Mustern bemalt, Drachen, Krokodile und Frösche, von denen jedes einen Namen erhält, und die ganze Familien bilden. Wenn man Käte Künstler besucht, so findet man sich bald neben ihr auf dem Teppich hockend und mit ihren Tieren spielend.

Sie schafft sie mit dem Herzen und liebt jedes wie ein eigenes Geschöpf. Naturverbundenheit ist die Grundlage ihres Kunstschaffens, ihrer unerschöpflich quellenden Phantasie. Sie zog diese Liebe zur Natur aus dem Boden ihrer Heimat Ostpreußen. In einem Pfarrhause, zwischen Blumen und Tieren, ist sie dort aufgewachsen und hat früh gelernt, das Sein der Geschöpfe zu belauschen.

Nach längerem Aufenthalt in Zoppot siedelte Käte Künstler vor einem Jahr nach Berlin über. Die Naivität und Unmittelbarkeit ihres Schaffens läßt sie unermüdlich Neues ersinnen; ihre Ausdrucksformen werden immer reicher. Wenn ihre Technik ihrem Erfindungsgeist standhält, können wir noch viel Schönes von ihr erwarten.

Wessen

Don Hermann Sternbach

Der Tiefe und Schönheit
zeitloses Rätsel,
unergründliches Meer!
Glutend und ebbend
spielst du mit dem Lande,
wie mit uns die Liebe
ein ewiges Spiel.

Lovis Corinth

Von Artur Degner

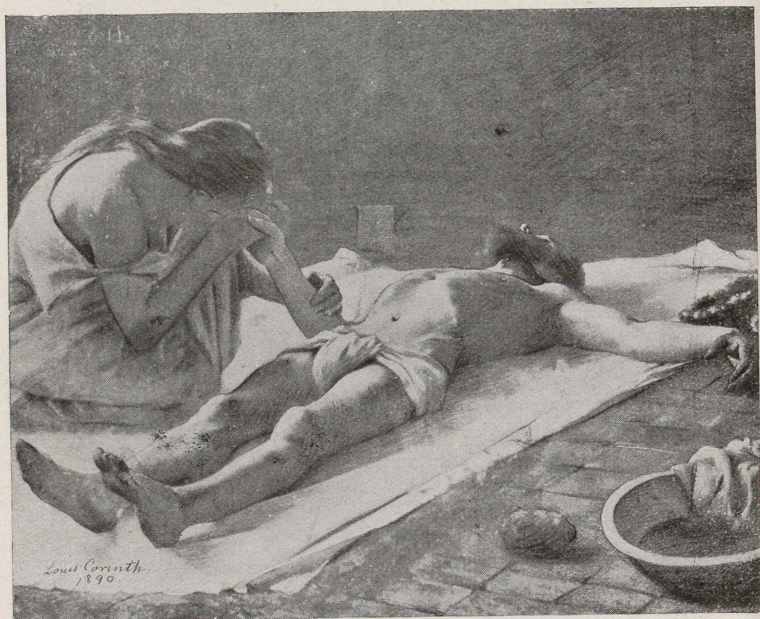
Es sind bereits einige Jahrzehnte her, daß das Wetterleuchten am Kunsthimmel Europas begann, ein Wetterleuchten, daß nicht bloß den bildungsstolzen und traditionslüsternen Kunstphilister von



Selbstporträt. 1918

anno dazumal auf den Plan rief und die familiären Sentiments hingegebenen Insassen der rebenumflorten „Gartenlaube“ aufschreckte, es war das Wetterleuchten, das — aus Richtung Paris — auch den ernsthaften deutschen Kunstfreund freudig aufmerken ließ und unserm Kunstleben Erscheinungen ankündigte, die an originaler Kraft und Glanz den berühmten und blendenden Phönixen Frankreichs nicht nachstehen sollten. Erst unsicher, zaghaft, vereinzelt, als könnte es noch vorüberziehen, sich als elementares Naturereignis

ankündend, um dann schließlich in allmählicher Steigerung mit ungeahnter Macht und Fülle Schlag auf Schlag sich auf dem Boden der Sezeessionen zu entladen. Bei diesem unererschöpflichen Genieblitzen prägte sich bald ein Name mit besonderer Eindringlichkeit ins Gedächtnis. Es dauerte gar nicht lange, so war der Name Louis Corinth ein feststehender Begriff. Und fegte ein vielseitig angefachter Sturm auch noch viele Jahre um diese Säule, um sie zu stürzen, so sind heute, in der Fülle eines einzigartigen produktiven Segens, die letzten

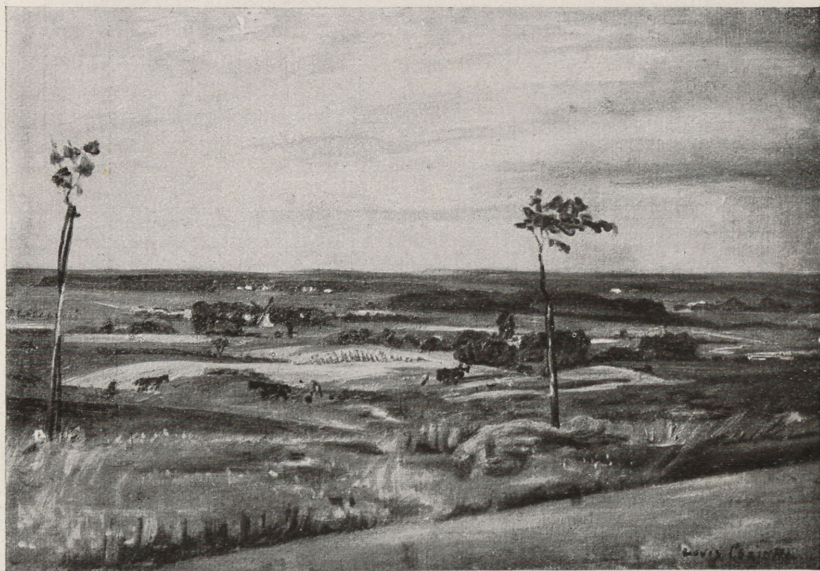


Pieta. 1890

Hindernisse, die Corinths überragender Bedeutung noch im Wege standen, dahin, und an allen Ehrenpforten der Kunstwelt heißt es heute unangefochten: Corinth triumphator!

Das Wesen eines großen Künstlers ist vielgestaltig, vieldeutig und oft bei aller Schlichtheit so abgründig und voller Probleme, daß es dem suchenden psychologischen Scharfblick immer neue Seiten bietet, daß sich ihm immer neue Erkenntnisse aufdrängen, die in ihrer Mannigfaltigkeit sich ebenso natürlich darstellen wie die Fülle von Menschlichkeit mitsamt ihren Irrungen und Wirrungen, die dazu gehört, um den Künstler endlich in den Hafen der Vollendung seiner Meisterschaft zu bringen. Auch Corinths Muse hat ihren

Schützling einen weiten Weg geleitet, und er bedurfte der ganzen Kraft seiner heimatlichen Vitalität, um Ermattung fernzuhalten, die so viele, mit großem Mut und Selbstverleugnung aufbrechende Künstler unterwegs zusammensinken ließ. Bei der Erlebnisfülle seiner Laufbahn ist's nun immer wieder von neuem Interesse und anregend, sich dem belebenden Luftstrom Corinth'scher Atmosphäre auszusetzen und sich Gedanken über diese Künstlerpersönlichkeit und ihr Wirken hinzugeben, da noch lange nicht, trotz der mächtig an-



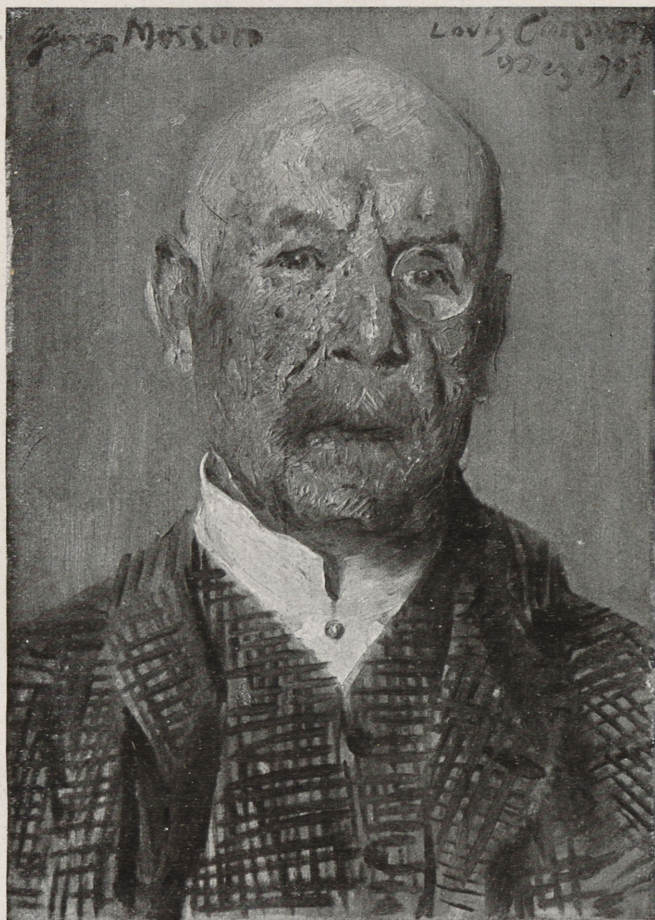
Ostpreußische Landschaft

schwellenden Corinth-Literatur, in der so viel Treffliches gesagt wurde, das Thema Corinth erschöpft zu sein scheint.

Als Lovis Corinth 1858 in Tapiau, einem ostpreußischen Städtchen, als Sohn einfacher und rechtschaffener Leute, die es durch strebsamen Fleiß zu einem gewissen Wohlstand gebracht hatten, geboren wurde, wurde er damit in ein Milieu gesetzt, das zwar durch nichts auf seine einstige Größe und Künstlertum hinwies, aber doch durch die Entfaltung einiger fürs künstlerische Schaffen wichtiger menschlicher Eigenschaften den günstigen Boden in ihm für seine spätere Entwicklung schuf. Schlecht und recht, ohne besonderen Aufwand für seine erste Erziehung, wuchs Lovis heran, meist sich selbst überlassen, als besten Erzieher neben sich das Leben, das bunte, vielgestaltige eines Handelshauses mit Ackerwirtschaft und Schlächte-

rei, das bei seinen oft krassen Eindrücken immer von neuem zur Beobachtung und zum Denken anregte und so recht der keimenden Phantasie des noch schlummernden Künstlergenius Nahrung gab. Schon in frühester Jugend wurde so der Grund gelegt zur treuen und genauen Naturbeobachtung und zur phantasiedurchtränkten Verarbeitung seiner Eindrücke, den beiden Polen, zwischen denen zu kreisen Corinths Kunst bestimmt sein sollte. Auch daß Corinth zeitlebens von Pedanterie und nörgelnder Engherzigkeit frei blieb, ist wohl ein Verdienst, das dem realistischen, gar nicht zimperlichen Geist seines Vaterhauses zukommt. Bald kam dann Louis nach Königsberg aufs Gymnasium, doch war er froh, als er nach einer Reihe von Jahren mit dem „Einjährigen“ früh- und somit rechtzeitig, einem dunkeln Drange folgend, und mit voller Einwilligung seines Vaters die heimatliche Akademie in Königsberg besuchen durfte, um Maler zu werden. Die weiteren Etappen seiner Ausbildung sind München und Paris, wo er bei Bouguereau studierte, doch ohne von diesem Lehrer mehr wie äußere, allerdings haftende akademische Anregungen aufzunehmen. Nach München zurückgekehrt, setzte Corinth seine Studien bei Wilhelm von Diez und Ludwig Löffß fort. Doch hatte er es nicht eilig ja, es fällt sogar eine gewisse Zurückhaltung, wenn nicht Langsamkeit in der Entwicklung und dem Schaffen der nächsten Jahre auf. Vielleicht arbeitete im Stillen sein Geist um so intensiver, um einzuholen, was der kunstarme Boden seiner Heimat ihm in seinen aufnahmefähigsten Jahren nicht hatte geben können. Aus diesen Jahren des Selbstbesinnens und Sichsuchens kennen wir einige schöne Bilder, die in ihrer Allgemeinverständlichkeit zwar auf den herrschenden Geschmack eines breiteren Publikums eingestellt sind, als Beweise einer naiven und schlichten Empfindungsweise aber sympathisch berühren. Nur durch das Anklingen eines starken Lebensgefühls, durch eine derbere, sinnlichere Formgebung und durch lebhaft pointierte und wirkungsvoll komponierte Situations schilderung („Komplott“, „Falschspieler“, „Pietà“, „Frühstück“) unterscheiden sie sich von ähnlichen Werken anekdotischer Malerei und weisen von fern auf eine aufkommende, ungewöhnliche Kraft, ohne aber in ihrer Behaglichkeit als starke Werke eigener Prägung schon gelten zu können. In seiner Heimat malte dann der junge Künstler einiges Landschaftliches am Pregel von prachtvoller Naturnähe, aber ohne persönliche Akzente. Auch seine ersten Radierungen 1892, die als Leistungen immerhin bravourösen Darstellungen aus der Weltgeschichte, die er „Tragikomödien“ nennt, sind noch zu motivisch empfunden, wenn auch herzlich und von köstlichem Humor durchdrungen, als daß sie einen neuen, das Seiende überholenden, eine neue Idee prägenden Stil-

willen schon zu erkennen geben. Doch merkt man, wie allmählich seine Persönlichkeit wuchs, besonders an Bildern wie dem „Diogenes, Menschen suchend“ und an der entschiedenen Haltung einiger breit angelegter und vortrefflich gelungener Porträts (Vaterbildnisse,



Bildnis des Malers George Mosson

Leistikow), und wie ein in festeren Umrissen ihm sichtbarer werdendes Ziel sein Marschtempo beschleunigt. Saure Jahre tapferen Ringens stehen ihm noch bevor, bis endlich die Befreiung von allen Hemmungen geistiger und technischer Art winkt und Corinth sein Talent in vollen Strömen fließen lassen konnte.

Das Wort, das den Bann brach und seine Befangenheit löste, war Berlin, wohin er im Jahre 1900 übersiedelte. Jeder große Künstler ist ein Kind seiner Zeit. Auch Corinth ist seiner Zeit entsprungen. Das mächtig aufstrebende, lebensfrohe Deutschland um die Wende des Säkulums fand in Corinth den Prototyp seiner blendenden Eigenschaften, im Guten wie im Bösen. Corinth war kein eigensüchtiger Eigenbrötler, der nur von sich und seinen Interessen lebte und sprach. Er stellte sich ins vollste Leben, überall kraft seines außerordentlichen künstlerischen Anziehungs- und Ausstrahlungsvermögens ohne Mühe den Konnex mit der Mitwelt herstellend. Er fand Verständnis und wurde eins mit ihr. Sein Egoismus galt, ohne sklavisch werden zu brauchen, der Befriedigung ihres Egoismus; und wenn er mit einer staunenswerten Unbekümmertheit, mit einer Robustheit ohnegleichen zu Werke ging, wenn er ganz seinem Temperament die Zügel schießen ließ, so schuf er sich damit nur ein Ausdrucksmittel, das dem Fühlen lebensfreudiger Zeitgenossen adäquat war und dem gesteigerten realen Lebensbedürfnis mutvoll animalischer Kraftnaturen nur die Wage hielt. Das Berlin mit seinen vorwiegend materiellen Interessen machte aus Corinth den Realisten mit materiellen Zügen, und Corinth legte in diese Gegebenheit so viel lockeren Charme, der Erdgebundene spielte diese Rolle mit so viel Leichtigkeit, daß er sich der freudig zustimmenden Anerkennung als eines einzigartigen und führenden Meisters bei unsern Besten bald erfreuen durfte.

Der Beginn des Jahrhunderts sah Corinth auf der Höhe seines Schaffens. Der Impressionismus hatte sich gerade durchgesetzt, und ohne große Ueberlegungen konnte sich Corinth der impressionistischen Mittel als etwas Selbstverständliches, Anerkanntes bedienen. Sein Pinsel wird lebhafter, rhythmischer, sichtbarer, die Oberfläche verliert an Glätte, der Ton kommt aus dem Atelierhaften des Münchener Kolorits in die strahlende Helligkeit des Pleinairs, und alle Gegenstände blitzen auf, getroffen von den vollen Strömen des zerstreut fließenden Tageslichts. Den realen Eindruck des momentan Erblickten verstand der Meister auch den Motiven eigener Bilderfindung zu geben, so, wenn er in Szenen aus der Mythologie, wie der „Erziehung des Zeus“, der „Versuchung des Heiligen Antonius“ oder „Odysseus kämpft mit dem Bettler“ seinem fabulierenden Naturell nachgibt. Doch ist nicht mehr das Motiv der Hauptträger der Wirkung, sondern ganz und gar nimmt die Lebendigkeit und Bravour des malerischen Vortrags den Betrachter gefangen. Hatte nun zwar die impressionistische Doktrin seinen künstlerischen Impuls von Hemmungen mancherlei Art befreit und beflügelt, so war sie ihm doch stets nur Mittel, niemals Zweck, und durch die

launig schaltende und waltende Künstlersebstherrlichkeit eines Corinth mag sie sich bisweilen etwas vergewaltigt vorgekommen sein. Doch ist Corinth ein zu deutscher Mann und vielleicht etwas Poet dazu, als daß er Genüge finden konnte in einem System, das, in reiner geistiger Konsequenz durchgeführt, ganz sicher zu den



Frau mit jungen Katzen. 1914

Spitzen der Kunst führen konnte — siehe Liebermann! —, aber doch einer ganz und gar menschlich begründeten, vielseitig und unruhig getriebenen malerischen Urkraft vom Schlage Corinth's die Grenze seines Ausdruckswillens nicht bedeuten konnte. Ist Corinth als Persönlichkeit und Weggenosse den bedeutenden Vertretern des Impressionismus durchaus gleichzusetzen, so kann man ihn als einen typischen und erklärten Verfechter der impressionistischen Lehre nicht ansehen, die es sich zur Aufgabe stellte, lediglich das innere kosmische Geschehen im Weltbild zu erkennen und sichtbar zu machen. Corinth's

ganzes Naturell ist zu individuell und einmalig, als daß es auch jedem andern Versuch einer Klassifizierung nicht spotten sollte. Ein ungewöhnlich großes, resümierendes Gestaltungsvermögen mit altmeisterlichen Instinkten, wie auch Corinths menschliche Fülle, legen es bisweilen nahe, ihn einigen alten Meistern der flämischen Schule beizugesellen. Das Format und die Tendenz der Lebensfreude kommen sich auch nahe. Doch ist es auch hier wieder das Deutsche, das Element des Einmaligen, Traditionslosen, ein gedankliches Element der menschlichen Anteilnahme an dem Gegenständlichen, eine Freude an der Drastik der Darstellung, das alles Corinths Kunst grundsätzlich bestimmt und von der klassisch abgeklärten, absoluten Malerei der alten Meister trennt. Dieser Unterschied bedingt jedesmal einen andern Antrieb der künstlerischen Erregung. Gewinnt ihn ein Meister wie Rubens aus seinem Ziel der großen klassischen Abgeklärtheit, verharret er somit unabbringlich in stetiger geistiger Unerfüllbarkeit allem gegenständlichen Geschehen gegenüber, ist ihm die „Malerei an sich“ klassische Tatsache geworden, so gewinnt für Corinth das Gegenständliche menschlich und im Rahmen seiner Kunst eine ganz andere, wichtigere Bedeutung. Corinth ringt mit der Vision des Gegenständlichen, um es malerisch zu bewältigen; für Rubens ist alles Gegenständliche nur Anlaß, die klassische Kunst seines malerischen und formvollendeten Vortrags erstrahlen zu lassen, wobei ganz und gar und nur dem Glanz der Malerei die Tiefe seiner Anstrengung gilt, so das Gegenständliche gänzlich absorbierend, während es bei Corinth der Gegenstand ist, dem das Interesse seiner Auseinandersetzung sich heftig zuwendet und in den er die ganze Fülle seiner formgestaltenden Vitalität gießt. Aufschlußreich für diesen Unterschied ist die Auffassung in der Darstellung der Kreuzigung. Bei Rubens nirgends ein Versuch, aus der Reserve einer klassisch abgeklärten Darstellungsweise dem dramatischsten aller dramatischen Augenblicke gegenüber herauszutreten, den Heiland noch in der menschlichsten aller Stunden als Gott und den Herrn darstellend und ihn in Schönheit und Gelassenheit sterben lassend, bei Corinths Golgatha mit krasser Wahrheit das ganze Elend des Erdgeborenen in dieser Stunde: Und nahm Knechtsgestalt an!

Corinths Formgebung richtete sich weniger auf sinngefällige und lockende Schönheit und ästhetische Reinheit der Malfläche, als darauf, mit derber Wucht und Deutlichkeit das als wahr und edel Erkannte zu sagen, selbst gegen noch so eingewurzelte Konventionen, so daß wir Nachgeborenen bisweilen erschrecken vor der Fülle seines ungestümen und draufgängerischen Temperaments. Wie gesund wirkt diese bäurische Robustheit, dieser Mangel an intellektuellen Hemmungen in unserer Zeit, wo man sich abquält, die Probleme

der Kunst intellektuell zu klären und zu sezieren, wo man analysiert, typisiert und klassifiziert, synthetisiert und symbolisiert, und wo man auf diese „sentimentalische“ Weise doch so sehr der „naiven“, wenn auch nicht immer formgewordenen Schaffensweise Meister Corinth's unterlegen bleibt. Wir sahen ein Werk entstehen, dessen Grundzug eine Keuschheit der Empfindung ist, die selbst über die gewagtesten Situationen seiner Sujets durch ihre lebendig wirkende Kraft vorherrschend bleibt und die die deutliche, naturalistisch wahre



Pilze und Früchte. 1915

Nacktheit dem löcherigen Mäntelchen vorzieht, hinter dem die Zote ihr kümmerliches Dasein vergebens zu verbergen sucht. Die Reinheit des Gefühls hat auch mehr Tatsächlichkeit in den erotischen Nacktdarstellungen Corinth's, wie z. B. in der zynischen Offenheit, mit der neuerdings gewisse sexuelle Zeitzustände sozial aufgedeckt und künstlerisch verwertet werden. Doch blieb es Corinth nicht erspart, daß er bei der rücksichtslosen Konsequenz und Wahrheitsliebe, mit der er das Nackte als etwas Natürliches darstellte, von einem Klüngel als unmoralisch verschrien wurde. Aber selbst solche Mystifikationen und schroffste Anwendung des Drucks moralischer Stickluft haben es nicht vermocht, Corinth der Verachtung der Welt und

einer chronique scandaleuse preiszugeben, ganz sicher ein Zeichen für die Gesundheit unserer Zeit, die an dem gesunden Sinn Corinthischer Erotik nicht deuteln und rütteln ließ.

Des Lebens Wohl laut und Freude bester Interpret unter den heutigen Künstlern könnte man Corinth nennen. Er findet diesen Wohl laut im Größten und im Kleinsten. Oft findet er als vollblütige Kraftnatur ihn in dem lustvollen Sichsuchen und dem erfüllenden Spiel der Geschlechter, und steigt er dann zu den „Müttern“ hinab, so weiß er Glück und Bedrängnis so hoffnungsvoll wiederzugeben, daß man das Göttliche in der Kreatur zu erkennen glaubt und sich dem Leben gegenüber versöhnlicher gestimmt fühlt. Und welchen Jubel vollends strömen die von Mutterglück überströmenden Darstellungen des Meisters aus!

Man würde aber fehlgehen, wollte man Corinth als dionysischen Urtpyp hinstellen, zu einem Maler stempeln, der nur den Dithyrambus im Herzen und in der Fingerspitze fühlt. Sind seine Entladungen auch oft von „seligem Weingenuß“ beflügelt, ist er so recht der Maler par excellence des Weibes, des sinnlichen und schimmernden Fleisches, so ist es doch immer nur eine Seite seiner vielfältigen Anlagen, die ebenso in die Tiefe gehen, wie sie in der Oberfläche zu funkeln und brillieren vermögen. Wir erkennen in Corinth das seltene Beispiel einer Kraftnatur, die den Sinnengenuß ebenso leidenschaftlich zu verherrlichen imstande ist, wie sie dem gemütsstarken Erleben in der menschlichen Gemeinschaft und in der Natur, im besonderen Maße aber in seinem Familienleben stets offen ist. So wandelt er nicht bloß in der Sonne von Rubens und Jordaens, sondern von weitem winkt seinem Mühen um seelische Vertiefung auch der Schatten eines Rembrandt.

Ist es eine köstliche Eigenheit Corinthischer Kunst, Glück und Lebensfreude auszustrahlen, so fügte der Meister sein Weltbild keineswegs in leichtem Optimismus zusammen. Er weiß im blendenden Licht des Lebens auch die Schatten des Todes ahnen zu lassen. In der Welt seines Erlebens ist der ganze Kreislauf des Irdischen verschlossen. Corinth ist zu wahr, um mit des Lebens Lust das Ende und die Tragik alles Irdischen fortzutauschen. Wie in einer höheren Eingebung findet er bisweilen ernste und eindringliche Gebärden, so in seinem Werk: Golgatha! Ein warnendes memento mori! Ist der Tod hier die Erfüllung, begleitet von den Schauern allmählichen Ermattens, so hat der Meister in seinem Werk „Totenklage“ den Tod als brutal eingreifendes Schicksal in seiner überraschenden Wirkung auf die Angehörigen eindrucksvoll gestaltet. Und ist sein „Florian Geyer“ nicht geradezu von symbolhafter Bedeutung, ein aufrüttelnder Kampf ruß an alle verantwortungsvollen Geister gegen

die überall dräuenden Mächte, die das Leben niederziehen und verschütten, ein prachtvoll klirrendes Aufbäumen des gehehten Menschen gegen die Tücke eines unheilvoll waltenden Schicksals?!

Es ist unmöglich, im Rahmen dieser allgemeinen Würdigung der genialen Persönlichkeit Corinths auch nur alle Hauptwerke



Alte Dame

mehr wie andeutend nennen zu können, die prachtvollen Waldenseelandschaften, die üppig rauschhaften Blumenstücke, wie die ein Leben ausschöpfenden Menschenschilderungen (Peter Hille, Keyserlingk, Ansförge u. a.) sind überhaupt nicht betrachtet worden. So wäre es auch angesichts der reichen menschlichen und künstlerischen Fülle dieses Werkes kleinlich, auf natürliche Lücken und Mängel, auf Mißlungenes hindeuten zu wollen. Kritiker, deren edelstes Organ nicht das Auge, sondern das Gehör ist, haben sich bereits mit

viel Behagen und mäßigem Wiß dieser Angelegenheit erschöpfend gewidmet, solange Corinth schafft, wobei Kollegen nur zu gern Sekundantendienste leisteten, besonders in Ostpreußen. Wir aber vermögen in dem Werk des Meisters nur das Ganze zu sehen, das sich höchster Vollendung immer mehr entgegenrundet. Breit und festgegründet steht es da, während ringsherum die Welt in beziehungslosen Disharmonien hängt. Die Versenkung in des Meisters Werk beschert uns in hohem Maße die Sammlung und Wiederherstellung verloren gegangener ideeller Beziehungen, da wir alle in der vibrierenden und dahinbrausenden Malerei Corinth's den gesteigerten, uns gemeinsam berührenden Impuls unserer lebenden Zeit und den verwandten Ausdruck unseres Wesens verspüren. So erblicken wir in den lebenbejahenden Meisterwerken Corinth's eine Krönung unserer künstlerischen Wünsche.

„Die Revolutionäre von einst sind die Klassiker von heute.“ Dieses Wort Liebermanns ist auch in bezug auf Corinth wahr geworden. Mit der Betrachtung von Corinth's Werk betreten wir klassischen Boden, für alle Zeiten gesichert. Eine neue Generation schickt sich an, über die Ziele, die unsere Großmeister des Impressionismus erreichten, hinauszustoßen. Wieder wetterleuchtet es auf verheißungsvolle Weise. Es müßte für die deutsche Kunst verhängnisvoll werden, würde dieses Ereignis einen Weg nehmen, der unter Umgehung der Errungenschaften unserer Meister der impressionistischen Ära sich der Möglichkeiten einer umfassenden Stilbildung begeben würde.

Da=Sein

Von Gustav Erich Daun

Das sind die schönsten Stunden,
wenn großes Schweigen uns umhüllt
gleich einem Krönungsmantel,
Samten=schwer.

Dann habe ich die Ruh gefunden.
Ich halte deine Hand:
Es gibt kein Wünschen mehr,
und Stille kündet laut:

Wir sind als feste Wehr
in neues Land
gebaut. —

Wir sind
das Sein und Werde!

Wir sind — die Erde!! — —

Fritz Haß

Von Dr. H. Hermann

Unsere Gedanken schweifen nach dem Süden. Dort, in München, feierte in diesem Herbst (29. Oktober) der Ostpreuße Fritz Haß seinen 60. Geburtstag. Seit mehr als dreißig Jahren ist der Künstler seiner engeren Heimat, seiner Vaterstadt Königsberg fern. Er hat

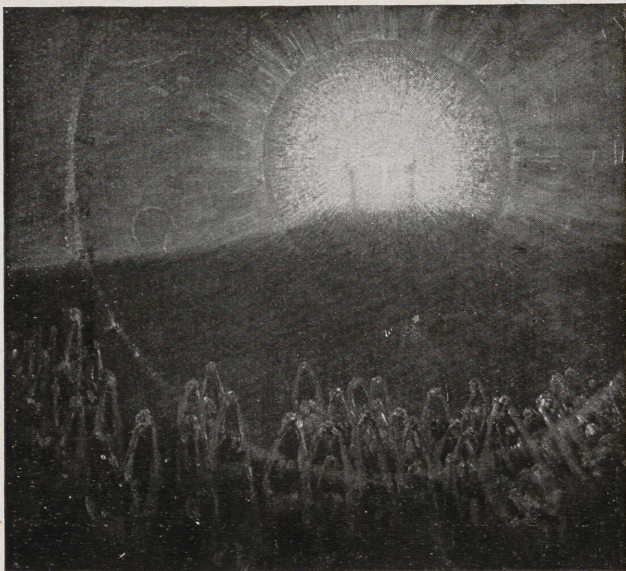


Der Hüter

sie nicht vergessen, denn er war bestrebt, vom Süden aus während der schweren Kriegsjahre seiner Heimat Ostpreußen zu helfen. Seine Wirkung ist stark und gewaltig, denn er tritt als Fertiger mit seinem ganzen Werke vor uns hin. Den Weg seiner Entwicklung kennen wir kaum; er schuf im Verborgenen und in der Einsamkeit.

Fritz Haß ist ein Verehrer Richard Wagners, so sagt er selbst, und wer seine Werke kennt, fühlt zweifellos Verwandtes im übertragenen Sinne. Und weiter wissen wir von diesem Künstler, daß seine Welt auf Goethe steht, ohne Goethe ist der Geistesweg von Fritz Haß nicht zu denken. Dessen Kunstästhetik ist ihm Gesetz.

Vom organischen Schauen zum übersinnlichen Erleben, vom Blümlein zur Urpflanze, vom rastlosen Skizzieren alltäglicher Formen zur gigantischen Darstellung geistiger Welten. Also nicht der mystische Ueberschwang Wagnerscher Offenbarungen allein, umgesetzt in Farbe und Form, vielmehr das Schauen, durchseelt und gefestigt in der Zucht der deutschen Klassik. Ein Idealist, ein Erzieher durch das Bild. Seine Werke, so will er es, mögen Entwicklungskeime in die Seele des Menschen senken. Er geht als Künstler, als Impressionist von malerischen Momenten aus, um die Wiedergabe



Golgatha

seiner Impressionen zur Darstellung tiefster Erlebnisse zu erheben. Sonderbar! Wir sprechen nicht von Haß als einem Nachfolger Böcklins oder Marées oder Stucks, um irgendwelche Namen zu nennen, mit denen er vielleicht etwas gemeinsam haben könnte, sondern weisen auf Goethe, wenn wir diesen Künstler erfassen wollen. Goethe sagt: Der Künstler ist nur solange produktiv, als er religiös ist. Haß hat sich diesen Satz zu Herzen genommen. Nein — richtiger gesagt: in Goethes Forderung findet er bestätigt, was seinen eigensten Anschauungen über die wahre Kunst entspricht, was in seinem Inneren von Jugend an lebendig ist. Friß Haß ist sehr religiös. Die Religiosität ist das Fluidum, in dem er als Künstler und Mensch weht und strebt. Vergessen wir nicht, daß Friß Haß der Sohn eines norddeutschen Geistlichen ist. Der Choral,

der Dom, ist das Element, ist die Welt, in der er reifte. Christus, der Mittelpunkt seines Schöpfens. Wir haben dies zu betonen, aber mißverstehen wir nicht, übersehen wir nicht, daß Haß durch und durch malerisch empfindet. Nur daß er nicht im Impressionistischen stecken bleibt, sondern von der Oberfläche des Naturhaften ins Geistige hineinstrebt. Er sucht die Seele in der Erscheinung, ob er Natur male oder Menschen porträtiere. Er zeichnet Kinderköpfchen,



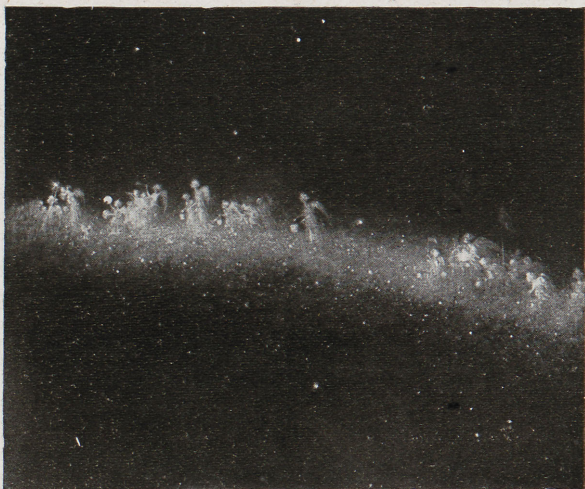
Untergang der Finsternis

skizziert Näschen und Beinchen mit liebendem Fleiß, aber sein Künstlersehnen erhebt die Kinder zu Seelen, die gen Himmel streben.

Fritz Haß hat nicht Bilder von Kindern schlecht hin gemalt, es ist mehr. Er hat uns das zarte, himmlische und rührendste Schauspiel, das der erwachsene Mensch am Werden und Wachsen seiner Kinder erlebt, wiedergegeben; er konnte nicht anders, er mußte als fühlender und begeisterter Mensch seinen Mitmenschen sagen, was es für ein herrliches Ding um ein Kind sei, und er tat es eben so wie er es konnte, mit Pinsel und Palette.

Eine biographische Notiz! Dieser Münchner Künstler hat einen schweren Lebensweg hinter sich. Krankheit und Geldnot hinderten

ihn jahrelang daran, seinem eigentlichen Werk, dem religiösen mystischen Bilde seine Kraft zu widmen, er ist ans Zimmer, an den Arbeitstisch gebannt, der Arzt verbietet jede Tätigkeit vor der Staffelei. Er macht Zeichnungen für Witzblätter und Liederalbums. Und erst allmählich, als er gesundete, sieht er um sich, um weiter zu schaffen, sieht seine Kinder um sich wachsen, das Vaterherz und der Künstler sind zugleich entzückt, er malt sie. Und wieder kommt Brotnot und Krankheit, die Kinder verlieren den Reiz der ersten Jugend, der Künstler malt Porträts, um zu verdienen.



Milchstraße

Hier erst begreifen wir das Exemplarische in seiner Kunst. Haß malt Seele. Nicht irgendeinen Menschen, sondern das, „was sich über ihn empfinden und sagen läßt“. Er ist ein unentwegter Beobachter, er hat das Beobachten gelernt, jetzt wird er belohnt. Souverän in jeder Beziehung. Er erfährt den Menschen mit einem Blicke, er erkennt das Wesenhafte. Seine technische Fertigkeit unterstützt ihn, die Seele ins Porträt zu zaubern. Dieser Künstler hat seinen Modellen nie geschmeichelt, er malt sie nicht, wie sie sein wollen, sondern (bei aller äußeren Ähnlichkeit!) wie sie sein sollen. Auch hier das Porträt als Faktor der Erziehung! Das Mahnende: Sei so, wie hier! gibt dem Bildnis seinen eigentlichen Wert.

Bleibt das mystische Bild zu erwähnen! Es ist die eigentliche Sehnsucht von Fritz Haß, sein Lebenswerk. Von den Tagen seiner Studienzeit an beschäftigt es ihn. Gleich dem visionären Traume

eines Sterbenden erhebt sich diese Kunst prächtig aus dem krankhaft-chaotischen Wust unserer Zeit. Ein geniales Auflodern nach den schmerzhaften Zuckungen des expressionistischen Todeskampfes. Eine Synthese von Impressionismus und Expressionismus. Dies Werk zeigt die Entwicklung des Menschen durch alle Gefilde der Seele, durch Tiefen und über Höhen, es bringt uns an die ewige Lichtquelle.

Von genialster Vielseitigkeit ist die Technik. Erdenschwer, wuchtig und dämonisch beginnt sein Werk. Form, Farben tauchen in einem nächtlichen Finster unter, um sich einmal zu lichter Höhe durchzuarbeiten. Nach langem Ringen entsteht ein neues Werk. Es ist wirklich neu. Frei von sklavischem Festhalten an scharf umrissenen Formen, und doch auf völliger Bemeisterung irdischer Gestalten fußend. Es ist von körpererlösenden, göttlichen Strahlen durchglüht. Immer leichter, immer heller leuchten seine Werke. Sie verraten, daß in des Künstlers Innerem Finsternis und Licht in ständigem Ringen sich befinden. Ueberwindung und Erlösung in Form und nach Inhalt als Problem. Und endlich erleben wir eine unfassbare Lichtwelt von unglaublicher Gigantik und bezaubernder Zartheit der Töne. Das ist das Neue in Haß' Kunst.

Wir können hier nicht des Künstlers Werke aufzählen, besprechen oder gar deuten. Solche Bilder erklärt man nicht, sie müssen erlebt sein. Das ist ihr Sinn. Erlebnisse liegen ihnen zugrunde, und das Erlebnis im Beschauen ist dem Künstler Prüfstein für den Wert des Werkes. Mag man vor dem Bilde denken und empfinden wie man will, gleichviel: die Wucht und der sittliche Ernst dieser Werke helfen uns heutigen Menschen, Mut zum Leben zu fassen. Das Zurück von der expressionistischen Anarchie zur ideellen Zucht in Erleben und Gestalten, dieses Zurück, wie das Lebenswerk von Fritz Haß es bedeutet, ist ein Vorwärts im höchsten Maße, eine Wiedergeburt der Kunst in Kraft und Schönheit. Das ist Haß' ungeheure Tat.

Das Jüngste Gericht von Anton Möller im Danziger Artushof

Von Prof. Bruno Meyer.

Neben dem „Jüngsten Gericht“ von Hans Memling, das in der Marienkirche in Danzig als kostbarer Schatz gehütet wird, und das schon um seiner abenteuerlichen Schicksale willen das Interesse der Einheimischen wie der Fremden erregt, findet Anton Möllers Gemälde im Artushof, das unter dem gleichen Namen bekannt ist, verhältnismäßig wenig Beachtung.



Abb. 1. Tuschvorzeichnung zum „Jüngsten Gericht“ im Danziger Artushof
 aus dem Jahre 1595 (Danziger Stadtmuseum)



Abb. 2. Das „Jüngste Gericht“ im Danziger Artushof,
entstanden 1602–1603

Den richtigen Standpunkt für eine Würdigung dieses Kunstwerkes wird man freilich nicht gewinnen, wenn man von dem Memlingschen Gemälde herkommt und nun Möllers Werk nach denselben Gesichtspunkten beurteilen möchte: Memling wollte ein Altarbild für eine Kirche malen; Möllers Aufgabe aber war es, ein Bild zu schaffen, das für einen Saal bestimmt war, in dem die Zusammenkünfte der Kaufleute stattfanden, und der Raum, über dem es angebracht wurde, diente zu Gerichtsversammlungen. Die



Abb. 3. „Eustiger Abend in Osterwick“. Tuschzeichnung 1597
(Königsberg, Prussianmuseum, Zeichnungen des Malergewerks, Bd. III, Nr. 25)

Auftraggeber des Malers, oder wohl richtiger, die Stifter des Gemäldes waren die Schöffen, die zu dieser Zeit im Amte waren¹⁾. Das Gemälde trägt, von der Hand des Künstlers, die Zahlen 1602 (in der linken unteren Bildecke) und 1603 (rechts von der zweiten darunterstehenden Bibelstelle).

Somit war der Zweck, den die beiden Gemälde verfolgten, ganz verschieden: Memling wollte die Gemeinde religiös erschüttern und erheben; Möller wollte den Männern, die unter seinem Gemälde sich zur Gerichtssitzung zusammenfanden, den Schöffen und Zeugen, den Klägern und Angeklagten und ihren Rechtsbeiständen — aber auch den Kaufleuten, die hier ihre Versammlungen abhielten, in rein menschlich-praktischer Weise das Gewissen schärfen. So schuf denn der eine für das

¹⁾ Simson, Der Artushof in Danzig und seine Bruderschaften, Danzig 1900, S. 194; Gysling, Anton Möller und seine Schule, Straßburg 1917, S. 103.

Gotteshaus ein Andachtsbild, der andere aber für den weltlichen Raum ein Anschauungsbild von den Tugenden, denen die Menschen nachstreben, und den Untugenden, die sie meiden sollten, wenn sie nicht nur vor ihrem irdischen, sondern auch vor ihrem himmlischen Richter bestehen wollten.

Auch Möller hat ein „Jüngstes Gericht“ für eine Kirche gemalt; es ziert den Altar der Steindammer Kirche in seiner Geburtsstadt Königsberg (Gyßling setzt seine Entstehung in die Jahre 1585—87). Dies Gemälde mag man mit dem Memlingschen Bilde vergleichen. Sein Gemälde im Artushofe aber will mit eigenem Maßstabe gemessen werden, denn es ist ein allegorisches Gemälde, wie sie s. St. sehr beliebt waren. Unter den Bildern seiner Umgebung ragt es, schon rein äußerlich angesehen, durch seine gewaltige Größe hervor, füllt es doch mit seinen etwa $8 \times 6,40$ m den ganzen Raum eines Gewölbebogens an der Wand bis zum Friesband mit einem Gegenstande aus, was vor Möller nur Vredemann 1592 mit seinem Orpheusbild auf der gegenüberliegenden Wandfläche gewagt hat.

Nachdem neuerdings Hermann Ehrenberg (in der Monatschrift für Kunstwissenschaft, Juliheft 1918, S. 182 ff.) nachgewiesen hat, daß auch die fünf kleinen Bildchen in dem Friesband unter dem großen „Jüngsten Gericht“ von Anton Möller 1588 gemalt sind — auf dem mittellsten findet sich auf einer Säule das bekannte Monogramm des Künstlers und auf einer andern die Jahreszahl 1588 —, haben wir auch hier in Danzig Gelegenheit, diese Vorliebe Möllers für allegorische Darstellungen an anderen Beispielen zu beobachten²). Je einfacher, klarer und leichter verständlich nun seine allegorischen Darstellungen auf unserm Gemälde, je mehr die Gestalten aus dem Leben gegriffen waren, desto überzeugender mußten sie wirken. Und nichts ist also verkehrter, als in dieser Malweise einen Mangel an Tiefe finden und unser Gemälde allein um seiner allegorischen Art willen hinter das Memlingsche Gemälde stellen zu wollen. Wer diesen Raum betrat, hatte nicht Zeit zu langen Betrachtungen. Ein Blick sollte jeden an seine Pflicht mahnen. So hat denn jede Darstellungsweise an ihrem Orte ihr gutes Recht³).

²) Die 5 Bildchen stellen dar (in der Reihenfolge von rechts nach links): 1. die Befehlsgebung Moses; 2. die Huldigung der Tugenden vor der Gerechtigkeit; 3. den gerechten Richter (von Möller bezeichnet); 4. den ungerechten Richter; 5. das „Jüngste Gericht“, in anderer Darstellung (leider in seiner unteren Hälfte durch eine Bombe am 24. April 1807 zerstört). Nr. 2, 3 und 4 sind ebenfalls allegorischer Art. Alle scheinen stark übermalt zu sein.

³) Wie sehr unsern Künstler der Gegenstand des Jüngsten Gerichts beschäftigt hat, erkennen wir daraus, daß wir nicht weniger als vier ausgeführte Gemälde über diesen Vorwurf von ihm nachweisen können. Zu dem Königsberger Altarbild und dem großen und kleinen Gemälde im Artushofe gesellt sich als viertes ein jetzt verschollenes Werk für das Königsberger Stadgericht, das Hagen schon im Jahre 1847 im Schwurgerichtssaale des Stadgerichts in einem trostlosen Zustande vorfand, in einer Ecke stehend, mit der Rückseite nach außen. (Eine Darstellung des Jüngsten Gerichts auf der Rückseite des Altars der Danziger Katharinenkirche, dessen Hauptgemälde, auf der Vorderseite, von unserm Künstler herrühren und sein letztes Werk bilden, ist höchstwahrscheinlich nicht mehr von ihm selbst ausgeführt worden; Gyßling, a. a. O., S. 125 und 129 f.; Mutttray, Mitteilungen des Westpreussischen Geschichtsvereins, 1911, S. 52 ff.).

Wie sorgsam aber unser Künstler sein großes Gemälde im Artushof vorbereitet und überlegt hat, können wir nachprüfen an einer glücklich auf uns gekommenen Vorstudie, die aus der Kabrunschens Sammlung in das Danziger Stadtmuseum übergegangen ist und dort im Lesesaal unter Glas und Rahmen hängt (Abbildung 1). Es ist eine Tuschzeichnung von frischer Erfindung und sicherer Linienführung in grünlich-grauen, schwarzen und weißen Tönen, die nach der Unterschrift Antonis Möller, Invenit et fecit Ao. 1595, schon sieben Jahre vor Ausführung des Gemäldes vollendet war und die uns einen sehr lehrreichen Einblick in das Schaffen des Künstlers tun läßt. Daß es sich um eine Vorzeichnung zu unserm Gemälde handelt, geht, rein äußerlich angesehen, schon daraus hervor, daß sie in ihren Maßen (75×60 cm) den Verhältnissen des großen Gemäldes entspricht (5:4) und oben mit einem Spitzbogen abschließt. Ein Vergleich der beiden Bilder aber zeigt, daß, trotz mannigfacher Abweichungen in den Einzelheiten, dem Künstler schon damals die Gesamtkomposition und alle ihre wichtigen Teile klar vor Augen gestanden haben. Wir werden auf diesen Entwurf noch öfter zurückkommen müssen.

Wenden wir uns nunmehr dem Gemälde selbst zu! Es ist ein Verdienst Simsons, in seinem Werke über den Artushof die wertvollen, aber heute nur schwer zugänglichen Ausführungen Hagens⁴⁾ und Bertlings⁵⁾ zusammengefaßt und der Vergessenheit entrißen zu haben. Hagen gibt eine ausführliche Beschreibung des Gemäldes, während Bertling, der die Arbeit Hagens in ihrem beschreibenden Teile billigt, es vom künstlerischen Standpunkt würdigt.

Aber in diese Zusammenfassung, die heute allgemein benutzt wird, ist namentlich aus Hagens Beschreibung manches Ungenauere, ja Fehlerhafte unberichtigt übernommen worden. Daß Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten der Beobachtung und Deutung bei diesem figurenreichen Bilde mitunterlaufen und ungerügt durchgelassen werden konnten, ist nur allzu erklärlich. Kommt es doch gar sehr auf eine günstige Beleuchtung der einzelnen Teile an, und manche Einzelheiten kann man nur mit bewaffnetem Auge einwandfrei feststellen. So bin ich denn erst nach öftern Besuchen des Artushofes zu verschiedenen Tageszeiten und mit Hilfe eines guten Theaterglases auf Mängel der frühern Besprechungen aufmerksam geworden. Und hinsichtlich der Deutung wird man eine Einigung in allen Punkten nur schwer erzielen.

⁴⁾ H. Hagen, „Ueber die Künstler Anton Möller und Joachim Bernig und ihre Arbeiten“, abgedruckt aus den neuen Preussischen Provinzialblättern, 1847, Bd. IV.

⁵⁾ H. Bertling, „Der Maler von Danzig und seine Zeit“, Beilage zur Danziger Zeitung, Nr. 15 593, vom 14. Dezember 1885, und Nr. 15 605, vom 21. Dezember 1885.

In neuester Zeit hat nun Dr. Walter Gnyßling in seinem schon mehrfach erwähnten Werke (S. 102—121) eine gründliche Besprechung und Würdigung unsres Gemäldes gebracht.

*

Trotzdem es sich bei Möllers Bild nicht um ein „Jüngstes Gericht“ im herkömmlichen kirchlichen Stile handelt, so erinnern doch einige Züge an die sonstigen Darstellungen dieses Gegenstandes und geben dem ganzen sozusagen den Rahmen (Abbildung 2).

Daß unserm Maler der Gedanke an die letzte Entscheidung bei seinem Gemälde aber doch vorgegeschwebt hat, beweist schon die linke der beiden Bibelstellen, die er in der lateinischen Fassung der Vulgata darunter gesetzt hat. Diese Sprüche sind für die Erklärung noch zu wenig herangezogen worden, obwohl sie für das Verständnis des Bildes, wie wir sehen werden, von Bedeutung sind. Der erste lautet zu deutsch: Ich will die Bosheit auf der Welt heimsuchen und an den Gottlosen ihre Missetat und dem Hochmut der Gottlosen ein Ende machen und die Anmaßung der Starken demütigen; dazu will ich den Himmel erschüttern, und die Erde wird von ihrer Stätte beben durch den Grimm des Herrn der Heerscharen und durch den Tag seiner Zornesglut, und sie wird sein wie ein gescheuchtes Hirschkalb (Reh) und wie Schafe, die niemand zusammenhält (Jes. 13; 11, 13 und 14).

Auf dem Gemälde selbst finden wir die bekannte Zweiteilung in einen Schauplatz im Himmel und auf Erden. Im Himmel thront Christus auf dem Regenbogen, die Linke auf die Weltkugel legend, die Rechte in der Haltung des Lehrenden erhebend, ähnlich wie auf Memlings Bild. Zu seiner Linken beugt sich sein Lieblingsjünger Johannes, zu seiner Rechten seine Mutter Maria in Anbetung vor ihm. Der Schauplatz auf Erden wird fast in seiner ganzen Breite eingenommen von den Personifikationen der Untugenden; zwischen Himmel und Erde schweben auf Wolken die Tugenden zum ewigen Frieden empor.

Doch fehlen auch nicht völlig die Vertreter der Menschen selbst, die zum Heile und zur Verdammnis eingehen. Sie werden aber nur auf ihrem Wege dahin dargestellt: Auf der linken Seite ganz unten tritt Jesus auf, in dem einen Arm eine Fackel und das Kreuz, mit dem andern Arm auf den schmalen Weg hinter sichweisend. Er fordert dazu auf, diesen Weg zu betreten. Zwei Frauen im Vordergrund in prächtiger Gewandung weisen diesen Ruf ab, aber mehrere haben von dem Haufen der dort liegenden Kreuze eins ergriffen und schicken sich an, den schmalen und steilen Pfad zu einem zackigen Gebirge emporzuklimmen, der 3. T. über gähnende Abgründe führt und dort nur durch hohe Stangen gestützt wird. An

diesen Stellen sehen wir hie und da eine Gestalt abstürzen. Neben diesen Gefahren gibt es auch Versuchungen: ein fliegendes teuflisches Ungetüm entsendet zwei Pfeile gegen einen der Mutigen, der sich gegen diesen Angriff durch den „Schild des Glaubens“ schützt, und in der Höhe schwebt noch ein ähnlicher Höllengeist. Auf der Spitze des Gebirges erhebt sich, grau angedeutet, ein burgartiges Schloß mit hohem Portal, zu dem sich einige wenige emporarbeiten. (Im Hintergrunde dieser Landschaft ragen die Türme von Danzig auf, ein Motiv, das Möller bei mehreren seiner Gemälde angebracht hat.

Diesen Nachfolgern Christi entsprechen die vielen Tausende von Menschen, die auf der rechten unteren Bildecke den breiten Weg des Weltsinns gewählt haben. Er kommt aus einem Tore hervor und schlängelt sich in mehrfachen Windungen dem Vordergrunde zu.

Im Gegensatz zu dem schmalen und steilen Pfade ist dieser Weg breit und bequem, auch sind die Abgründe durch festgefügte Steinbogen überbrückt. Die Menschen kommen theils zu Fuß, theils zu Roß, theils zu Wagen daher. Auf einem mächtigen Torbau flammen zwei Freudenfeuer. Ein burgartiger Bau mit Turm und Feuerkessel (?) erscheint vor einem Feuermeer. Doch führt der Weg nicht dorthin, sondern aus dem Bilde heraus, weiter und weiter. Alle Personen sind vornehm gekleidet und in sorgloser, heiterer Stimmung⁶⁾.

Endlich ist die Figur des Erzengels mit Wage und Schwert ein Anklang an sonstige Darstellungen des Jüngsten Gerichts. Außer diesem Engel bemerken wir auf der linken Seite, in den Wolken verteilt, drei andere, die in Posaunen des Gerichts stoßen. An der Posaune des mittleren von ihnen, links vom Erzengel, der in sitzender Stellung gemalt ist, flattert ein langes, sich bauschendes Banner von hellblauer Farbe mit dem Danziger Wappen⁷⁾.

Abgesehen von diesen Zügen, die an die hergebrachten Darstellungen des Jüngsten Gerichts anklingen, ist nun aber, wie gesagt, Möller seinen eigenen Weg gegangen. Die einzelnen Tugenden und Untugenden hat er durch Inschriften auf Bändern kenntlich gemacht. Die Untugenden sind auf einem Felsgebirge übereinander in Form eines Dreiecks angeordnet, und zwar, wie schon Hagen bemerkt, so, daß die oberen hinter den unteren zurücktreten.

Abweichend von dem Herkommen, ist der Erzengel Michael als Justitia (Gerechtigkeit) bezeichnet, also den Tugenden zuzurechnen. Wiewohl nun diese Gestalt gegen die Untugenden heranschwebt

⁶⁾ Diese beiden Figurengruppen fehlen auf dem Entwurf von 1595 noch völlig. An Stelle des Weges zur Hölle bemerken wir aber dort ein osenähnliches Gemäuer, aus dessen Oeffnungen Rauchschwaden emporsteigen — eine Andeutung des höllischen Feuers, und davor ein Mühlrad: „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein!“

⁷⁾ Wie wichtig unserm Maler diese Beziehung seines Gemäldes auf seine Heimatstadt gewesen ist, geht daraus hervor, daß auf seinem ersten Entwurfe das Wappen fast die ganze Ausdehnung des Banners einnahm, er hat es aber schon dort nachträglich verkleinert.

und das Schwert gegen sie richtet, ist doch bei diesen keine Spur von einer „Bestürzung“ zu bemerken, die Hagen und nach seinem Vorgange alle mir bekannten Ausleger bei ihnen finden wollen, auch Lindner („Danzig“, Leipzig 1903, S. 60) und die neuesten beiden, Gschling und Ehrenberg. — Im Gegenteil: Die Untugenden machen sich in ihrer Weise breit und geben sich völlig frei. Alle ihre Bewegungen erklären sich aus ihrer Eigenart selbst.

Unter ihnen ragt durch ihren bevorzugten Platz fast in der Mitte des Bildes und durch ihre Größe die mit Mundus bezeichnete Figur hervor. Wir tun aber gut, unsere Betrachtung mit der untersten Gestalt, der Erbsünde (Peccatum originale), zu beginnen, von ihr ist ja alles Uebel in die Welt gekommen, und darum hat sie der Maler als die Wurzel mit Bedacht zu unterst dargestellt. Sie umklammert mit ihren beiden Händen die verhängnisvolle, schillernde Schlange, die den Apfel im Maule trägt. Er scheint ganz frisch vom Baume gebrochen zu sein, denn noch haften an seinem Stengel grüne Blätter. Er war die Ursache des ersten Sündenfalles, und von da aus hat sich die Sünde auf alle Menschen vererbt. Außer durch diese Schlange ist die Erbsünde noch durch zwei gekreuzte Knochen gekennzeichnet, die durch einen Ring zusammengehalten werden: Der Tod ist der Sünde Sold! In dem von Qualen verzerrten Gesicht zeigt sich das furchtbare Los, das wir heute bei dem Worte „erbliche Belastung“ nachempfinden. Erhöht wird noch die Wirkung durch den muskulösen Körper und seine dunkelbraune Hautfarbe. Durch die Schlange hängt mit der Erbsünde die mit Mundus bezeichnete Gestalt zusammen. Es ist eine üppige Frauengestalt in bequemer, halb liegender Stellung, mit prächtigen Gewändern angetan. Die Erklärer haben ihren Namen „Mundus“ nach Hagens Beispiel mit „Weltlust“ übersetzt*), weil sie ja inmitten von lauter personifizierten Eigenschaften sitzt und also selbst auch eine Eigenschaft darstellen müsse. Mir ist diese Auffassung je länger, desto fraglicher geworden. Ihr beherrschender Platz, ihre alles überragende Größe und die ihr beigegebenen Abzeichen lassen darauf schließen, daß wir es mit einer Königin zu tun haben: Es ist „Frau Welt“ selbst, die hier in ihrem Reiche thront. Ihr schönes, regelmäßiges, aber weiches Gesicht verrät nichts von der „zitternden Angst vor dem großen Weltgericht“, vielmehr hat es einen etwas gelangweilten, einfältigen Ausdruck. Und auch die Art, wie sie ihr Szepter mit der Spitze nach unten hält, macht nicht den Eindruck, als ob sie es „senke“, weil sie „ihre Herrschaft bedroht“ sieht, sondern mehr den des Tändelns mit diesem Zeichen ihrer Würde. Auf dem ersten Entwurfe hält sie es noch ein wenig steif, mit der Spitze nach oben,

*) Gschling gebraucht nebeneinander „Frau Welt“ und „Weltlust.“

in ihrer linken Hand, die auch die Schlange berührt. Ihr Haupt ist mit einer vielzackigen Krone geschmückt. Verwunderlich ist aber, daß Kopf und Hals von einer gläsernen Kugel umschlossen werden. Eine noch immer weitererzählte Sage berichtet, Möller habe die Tochter des Bürgermeisters aus gekränktem Stolze hier unter den Sünden porträtähnlich verewigt und auf die Aufforderung, diese Aehnlichkeit zu tilgen, ihr die Glaskugel ums Haupt gelegt. Wenn es sich hier nicht einfach um eine Verwechselung mit der Gruppe der Hoffahrt (Superbia) handelt, so hat die Glaskugel jedenfalls nicht den Zweck gehabt (den sie ja bei ihrer Durchsichtigkeit auch gar nicht erfüllt), die Bildnisähnlichkeit der Dame zu zerstören. Denn wir finden dieses eigentümliche Gebilde bereits auf der Vorstudie zu unserm Gemälde. Wir haben es also hier mit einem von vornherein beabsichtigten Bestandteile des Bildes zu tun. Diese Glaskugel hat zu den verschiedensten Deutungen Anlaß gegeben; über Vermutungen sind aber die Ausleger bis zu den neuesten nicht hinausgekommen. Simson nennt sie ein „gläsernes Diadem, das wohl gleichzeitig die Durchsichtigkeit ihrer Sünden bezeichnen soll“. Gnßling (S. 108) meint, die Kugel solle wohl ihre den Erdball beherrschende Macht andeuten, „während eine Art von Goldreifen gebildeter Tiara mit Kreuz wahrscheinlich an das an die Höfe weltlicher wie geistlicher Fürsten gleichermaßen Eingang findende weltliche Treiben erinnern soll“. Er hat wenigstens das Kreuz auf der Kugel berücksichtigt. Aber in seiner Erklärung wirkt noch die Deutung des alten Hagen nach: „Die weltliche Macht, die das Diadem (er meint damit die schon erwähnte Krone) bezeichnet, scheint sich bei ihr mit den Insignien der geistlichen zu vereinigen, indem die kristallene Weltkugel, die ihr Haupt umgibt, durch den Aequator und Meridiankreis eine Art Bischofsmütze entstehen läßt.“ Der Maler hat tatsächlich die Erdkugel in Glas oder Kristall dargestellt. Alle weiteren Versuche einer Deutung sind Tüfteleien. Daß die Weltkugel gemeint ist und nichts anderes, erkennt man aber nicht aus dem „Aequator und Meridiankreis“, denn es laufen nicht zwei größere Kreise um die Kugel, sondern nur ein wagerechter goldener Reifen. Auf diesem Reifen stehen zwei einander rechtwinklig schneidende halbkreisförmige goldene Bügel, auf deren Schnittpunkt, oben auf der Kugel, sich ein goldenes Kreuz erhebt. Eine so ausgestattete Kugel ist aber das übliche Sinnbild der Erdkugel. Wir kennen es alle vom Reichsapfel her. Vergl. auch das astronomische Zeichen für den Planeten Erde (♁). Also handelt es sich hier um ein drittes Attribut der „Frau Welt“. Wenn nun diese Kugel aus Glas gebildet ist, so darf man sich dabei an das Sprichwort erinnern: Glück und Glas, wie leicht bricht das. Oder wie die zweite Bibelstelle unter unserm Bilde sagt (1. Joh. 2, 17): „Die Welt vergeht mit ihrer Lust“. Der

Künstler hat hier eine bedeutende Probe seiner Kunst gegeben, denn das Antlitz der schönen Frau schaut vollkommen klar durch den kristallhellen Gegenstand hindurch.

Die zweite Bibelstelle, 1. Joh. 2, 15—17, die unter der Tuschzeichnung noch fehlt, ist für die ganze Auffassung der Komposition viel bezeichnender als die Jesajasstelle. Sie lautet: *Nolite diligere mundum* usw. Zu deutsch: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe zum Vater. Denn alles, was in der Welt ist, Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben (großtuerisches Auftreten), stammt nicht vom Vater, sondern von der Welt; und die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit.

„*Nolite diligere mundum*“, in diesem Zusammenhange bedeutet *mundus* sicherlich nicht die Weltlust, sondern die Welt selbst. Und um diese Weltbeherrscherin herum breitet sich das aus, was aus der Liebe zu ihr entsteht, nämlich der Abfall von Gott und seine Folgen. So haben wir auf diesem Teile des Bildes also „das Reich dieser Welt“ vor uns, in dem die Sünde wohnt. „Frau Welt“ ist Königin darin, und unter ihrer Herrschaft steht, „wer die Welt lieb hat“. Im Gegensatz dazu steht das Reich Gottes, in dem Christus König ist. Zu ihm gehören die Menschen, in denen „die Liebe zum Vater“ wohnt. Wer sich nun dem Dienste der Welt ergibt, der ist dem Untergange geweiht, „wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit“. Diesem Gedanken wollte Anton Möller im Bilde Ausdruck verleihen.

*

Mit welcher feinsinnigen Ueberlegung ist er dabei zu Werke gegangen! Zunächst zeigt er uns, wie das Böse in die Welt gekommen ist durch Sündenfall und Vererbung. Fast liebkosend und völlig sorglos umfaßt „Frau Welt“ den Hals der Schlange, die schmeichelnd ihr Handgelenk umwindet und ihr den verderblichen Apfel darbietet. So kommt das Gift der Sünde in sie selbst hinein, und die eine Herrscherin zu sein meint, gerät selbst in elende Sündenknechtschaft. Infolgedessen müssen auch alle der gleichen Sklaverei verfallen, die in ihre Dienste treten. Das ist sinnbildlich durch die Ketten ausgedrückt, die von ihr nach verschiedenen Richtungen zu den einzelnen Gestalten und Gruppen hinüberreichen. Man braucht ihnen nur zu folgen, und sofort kommt Klarheit, Uebersicht und Ordnung in das scheinbar so regellose Gewirr von Menschenleibern. Uebrigens ist die „Frau Welt“ selbst von diesen Ketten nicht umwunden, wie es noch auf dem Entwurf der Tuschzeichnung zu sehen ist, sie soll offenbar selbst keine Merkmale der Knechtschaft an sich tragen,

denn sie ist ja Herrscherin; es genügt, die Verderbtheit ihres Charakters zu zeigen dadurch, daß sie mit der Erbsünde durch die Schlange in Verbindung steht. Aber die Ketten fügen sich über ihrem Schoße zusammen und nehmen so von ihr den Ursprung.

Zwei Stränge führen von ihr aus abwärts; zwei führen seitwärts und dann in die Höhe. Danach bilden die Figuren unter der „Welt“ eine Gruppe für sich und ebenso die Figuren neben und oberhalb der „Welt“.

Nach unten zu sind an die „Welt“ durch diese Ketten mit Ringen gefesselt: rechts Incredulitas (Unglaube) und links Desperatio (Verzweiflung). Die Kette zur Desperatio umschlingt unterwegs noch Mala conscientia (das böse Gewissen). Die Füße der Mala conscientia ruhen auf einem Hirsch, der als Pavor bezeichnet ist (zitternde Furcht). Diese vier Figuren umgeben also die Weltbeherrscherin zusammen mit dem Peccatum originale von unten her wie in einem Halbkreis. Sie sind nicht ganz so groß wie die Königin, aber doch bedeutend größer als alle übrigen Gestalten auf dem Bilde, und die Art, wie sie recht breit über den unteren Teil des Gemäldes verteilt sind, zeigt, daß der Maler an dieser Stelle nicht mehr Figuren unterbringen wollte. Dies alles deutet darauf hin, daß diese fünf, wie schon bemerkt, eine Gruppe für sich bilden. Welches ist denn ihr gemeinsames Merkmal? Das Peccatum originale ist die Ursache alles Uebels, das in die Welt gekommen ist; die vier andern Personen versinnbildlichen die Folgen der Liebe zur Welt für die Menschheit in ihrem Verhältnis zu Gott: Wer sich auf die Welt und ihre Machtmittel verläßt, der kündigt Gott das Vertrauen auf und verfällt dem Unglauben (Incredulitas). Wer der Welt mit ihren Lockungen und Versuchungen nachgibt, der wird in seinem Gewissen die anklagende Stimme Gottes vernehmen (Mala conscientia) und in bebender Furcht vor ihm leben (Pavor). Wer der Welt seine Seele verkauft, der wird fern von Gott in Verzweiflung endigen (Desperatio). — Kurz, wir haben in diesem untern Teil des Bildes die Darstellung des ersten Teiles der Johannisstelle vor uns: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe zum Vater.“

Die übrigen Figuren und Gruppen sind durch die rechts und links seitlich von der „Welt“ ausgehenden Ketten mit ihr und miteinander verbunden. Sie sind alle in kleinerem, aber unter sich etwa in dem gleichen Maßstabe gehalten, und ihre Anordnung (dicht zusammengeballt und durcheinandergeworfen) deutet darauf hin, daß auch diese Hauptgruppe eine Einheit für sich bildet. Welches ist nun ihr gemeinsames Merkmal? Einige willkürlich herausge-

griffene Namen (Neid, Verleumdung, Hochmut, Zorn, Wollust) zeigen, daß hier die Folgen dargestellt sind, die durch die Liebe zur Welt unter den Menschen in ihrem Verhältnis zueinander auftreten. Von ihnen handelt der zweite Teil der Johannisstelle, in dem die Rede ist von Fleischeslust, Augenlust und hoffärtigem Leben.

Wir sind nun in dem Verständnis des Bildes so weit gediehen, daß wir, ohne zunächst noch auf seine Einzelheiten einzugehen, die Gesamtkomposition in folgende Uebersicht zusammenfassen können:

I. Das Reich der Sünde mit Frau Welt als Königin:

- a) Die Menschen, die den breiten Weg zur Verdammnis hinabschlendern,
- b) die Liebe zur Welt nach ihrer Ursache und ihren Folgen,
 - 1. die Erbsünde als Ursache für die Liebe zur Welt,
 - 2. die Folgen der Weltliebe für die Menschen,
 - a) in ihrem Verhältnis zu Gott,
 - b) in ihrem Verhältnis zueinander.

II. Gottes Reich mit Christus als König:

- a) die Menschen, die, dem göttlichen Willen gehorsam, den schmalen Pfad zum Leben emporklimmen,
- b) die Tugenden, die aus der Liebe zu Gott erwachsen und zur Gemeinschaft mit Gott emporführen.

In der Mitte zwischen beiden einander feindlichen Reichen schwebt der Erzengel Michael als Justitia, der, von der obern Welt herabeilend, das Reich der Sünde dem Verderben überantwortet.

Man mag aus dieser Uebersicht ersehen, daß dem Entwurfe des Gemäldes eine recht ausgeklügelte gelehrte Ueberlegung vorausgegangen sein muß. Do aber das Bild seine Entstehung einem ausgesprochen lehrhaften Zwecke verdankt, so kommt für sein Verständnis ebensowohl dieses Gedankengebäude wie der künstlerische Ausdruck in Betracht. Es ist nur die Frage, ob wir diese theologischen Ideen unserm Künstler selber zuschreiben sollen oder aber einem Kreise von Beratern, die ihm lediglich die bildliche Darstellung ihrer Ideen übertrugen, so daß er nach einer in gewissem Sinne gebundenen Marschrouten arbeitete. Für die malerische Ausschmückung der Thorner Ratsstube ist es (nach Gylling) urkundlich überliefert, daß Möller „nach einer bis ins einzelne der Gestaltung gehenden fremden Richtschnur“ gearbeitet hat. Wir sind es also auch diesem größten seiner Werke schuldig, bei der Betrachtung und Ausdeutung jedem auch noch so unbedeutend scheinenden Zuge nachzuspüren (denn auch das Geringste hat seine Bedeutung) und die dem Ganzen zugrunde liegenden Gedanken ans Licht zu ziehen.

Und nun zum einzelnen! Zunächst wieder zurück zu der untersten Gruppe der fünf Gestalten unterhalb der „Frau Welt“, von denen wir die „Erbssünde“ bereits besprochen haben!

Die Incredulitas (der Unglaube) ist eine häßliche Frau mit kurzen Haaren und einem frechen männlichen Gesicht (nach einer Ueberlieferung soll das Bildnis eines Rats Herrn vorliegen). Sie bohrt mit der Linken einem Crucifixus ein Dolchmesser ins Herz. Links unten ist an die „Welt“ die Desperatio (Verzweiflung) ange schmiedet; auf dem Rücken liegend, mit dem Kopf nach unten, sucht sie sich mit einem strickartig zusammengewundenen Tuche zu erdroffeln. Neben ihr ragt ein körperlich gearbeiteter Hirschkopf mit natürlichem Geweih hervor; der Leib ist gemalt. Daß die Mitglieder der Bruderschaften es liebten, ihre Jagdtrophäen in ihrem Hofe anzubringen, ist ja bekannt. Dieser Hirsch trägt die Inschrift Pavor (die zitternde Furcht).

Die Anbringung dieser Figur und zumal die eigentümliche Verbindung von körperlicher und bildlicher Darstellungsweise hat ja ohne Frage etwas Gezwungenes. Man merkt die Absicht, den Hirschkopf irgendwo hineinzusetzen. Aber an dieser Stelle ist seine Einfügung einigermaßen begründet, lesen wir doch in der vierten Zeile der Jesajasstelle unter ihm die Worte: et erit quasi damula fugiens, und wird sein wie ein gescheuchtes Hirschkalb (Reh). Die Tuschzeichnung malt diese hastig springende Bewegung des aufgescheuchten Tieres vortrefflich durch den zur Seite und aufwärts geworfenen Kopf, das stöhnende Maul, die geöffneten Küstern und das angstvoll blickende Auge. So bricht das gehezte Wild aus dem Bildrahmen hervor und teilweise mit den Läufen über ihn hinaus. Die Lage, in die die Mala Conscientia hierdurch versetzt wird, ist höchst bedrohlich und die Haltung nahezu unmöglich. Durch das Einsetzen des hölzernen Hirschkopfes ist an die Stelle dieser köstlich lebendigen Tierfigur des Entwurfes ein sehr friedliches Ersatzstück getreten. Auf dem Hirsch und der Desperatio lagert nun, breit hingestreckt, die Mala Conscientia (das böse Gewissen), eine fast völlig nackte Frauengestalt von schönen Formen, aber mit trübem, dumpf brütenden Blick, der ihren Seelenzustand kennzeichnet. Ihre Nacktheit soll wohl daran gemahnen, daß sie nichts hat, um vor Gott ihre Schuld zu „bemänteln“.

*

Verfolgen wir nun die beiden Ketten, die rechts und links von der Frau Welt seitlich führen, so kommen wir zu den Untugenden, die aus der Liebe zur Welt unter den Menschen entstehen. Hier finden wir die einzelnen Eigenschaften fast alle durch Gruppen von mehreren Figuren dargestellt.

Wir beginnen mit der Gestalt der Invidia (dem Neide), die, vornübergefallen, mit dem Kopfe nach unten, an einem Herzen nagt; statt der Haare umwinden Schlangen das Haupt. Daß der Neid gerade ein gelbes Gewand trägt, darf man wohl auch als eine Charakterisierung seiner Gesinnung deuten. Im übrigen scheinen die Farben der Gewänder nicht von besonderer Bedeutung zu sein, darum können sie in dieser Beschreibung als nebensächlich behandelt werden; für die malerische Wirkung sind sie selbstverständlich von hohem Werte. Neben ihr erscheint Calumnia (die Verleumdung), kenntlich an der weit herausgesteckten Zunge, den Dornen im Haar und vier Masken, von denen sie eine in der Hand hält, und mit denen sie je nach Bedürfnis die Wahrheit entstellt. Dann folgt eine Gruppe von drei Kriegern, Ira (der Jähzorn), genannt, von denen zwei in Stahlrüstung mit blanken, krummen Säbeln gegeneinander angehen; der eine zeigt polnische Gesichtszüge und trägt ein Barett, er führt außer dem Säbel einen kurzen Morgenstern. Der dritte Krieger hat eine Hakenbüchse nach Art der damaligen Soldaten umgekehrt geschultert. Die Ausleger bringen mit dieser Gruppe einen Mann in Verbindung, der einen Kneifer auf der Nase trägt und einen Zettel vorliest, und meinen, er lese den streitenden Kriegern das Urteil vor. In Wirklichkeit hat dieser Mann aber mit den dreien nichts zu tun. Er hat ein gewöhnliches Gesicht mit dicker Nase und wulstigen Lippen, und mit bewaffnetem Auge erkennt man, daß auf dem Zettel untereinander Posten einer Rechnung vermerkt sind. Die ausgerückten Zahlen auf der rechten Seite lassen sich deutlich (wenigstens mit dem Glase) unterscheiden (so auch auf der Tuschezeichnung). Schräg über ihm schaut ein alter Mann hervor, das Haupt mit einer Mütze bedeckt. Die Erklärer zählen ihn zu der Gruppe der Hoffahrt, zu deren Füßen er seinen Platz hat, ohne ihm jedoch dort eine Rolle zuzuweisen. Er gehört vielmehr zu jenem Manne mit der Rechnung, denn er faßt sich mit der Linken verzweiflungsvoll in den Bart, während er die Rechte bittend auf das Haupt des andern legt — ein unglückliches Opfer fleht einen Wucherer um Gnade an. Der pralle Geldbeutel, der dem Gläubiger an der Seite hängt, vervollständigt die Charakteristik. Zu diesen zweien gesellt sich rechts davon noch eine dritte Gestalt, die eine schwere Truhe und einen vollen Geldsack mit der Inschrift 1000 R heranschleppt. Auf einem weißen Bande an seinem Rücken lesen wir den Namen der Gruppe: Avaritia (die Habgier). Bisher hat man diesen dritten für den alleinigen Vertreter der Avaritia gehalten.

Ueber dieser Gruppe stellen vier (nicht drei) vornehm gepuzte Frauen die Superbia (Hochmut, Hoffahrt) dar. Die vorderste von

ihnen in rotem, modischem Gewande, das mit Borden verziert ist, hält in der rechten Hand einen zusammengeklappten Fächer und ein spinnwebdünnnes Taschentuch, das in zwei Troddeln endigt, wie es ebenfalls damals Mode war, in der linken einen Spiegel, der ihr Gesicht wiedergibt. Die Dame links von ihr in grünem Kleide macht eine abweisende Handbewegung. Die dritte, mit offenem Haar, erhebt sich stolz und selbstgefällig über diesen beiden. Die vierte aber, deren schwarzes Haar sich in einem Wulst um das Haupt legt (so wie bei der Dame in der untersten linken Ecke des Bildes), faltet die bis zur Brusthöhe erhobenen Hände. Ehrenberg mag recht haben mit der Angabe, daß der Maler mit diesen vier Frauengestalten nicht nur die Hoffahrt, sondern auch die Puzsucht habe abbilden wollen. Keine von ihnen aber verrät in ihrem Gesichtsausdruck etwas davon, daß sie „beim Klirren der Gerichtswage zusammenfahren“ (Hagen)*). Vielmehr verharren sie in ihrem hochfahrenden Wesen, und in dem Gesicht der die gefalteten Hände erhebenden Frau lese ich eher den Ausdruck für den Gedanken: „Wie kann man sich so etwas erlauben!“, wenn man nicht in ihr eine Darstellung des geistlichen Hochmuts finden will: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andern Leute“.

*

Bekanntlich knüpft sich an diese Gruppe die Sage, der Maler habe das Bild einer angesehenen Dame aus der Gesellschaft (die Tochter des Bürgermeisters?) unter den Lastern angebracht, um sie für den Hochmut zu strafen, mit der sie ihn bei einem Tanze abgewiesen habe. Dafür sei er gezwungen worden, sich selbst unter den Unseligen abzubilden. Er habe darauf sein eigenes Bild in einer Gesellschaft angebracht, die in einem Schiffelein zur Hölle fährt. Der Schalk habe aber vor der endgültigen Abnahme des Gemäldes noch schnell einen Engel hinzugemalt, der die Fähre mit einem Haken zurückhält und so den Maler rettet⁸⁾. Ob dieser Ueberlieferung etwas Wahres zugrunde liegt, wird schwer auszumachen sein. So viel dürfte aber ein Blick auf das Schiff zeigen, daß die Figur des Malers allein nicht erst später in die Schiffsgesellschaft eingefügt worden ist. Dazu sieht er zu sehr im Mittelpunkt als die Hauptperson. Das Schiff aber mit allen seinen Personen könnte sehr wohl später hinzugekommen sein, denn die ganze Anlage der angedeuteten Landschaft weist mit nichts auf eine Küste hin, und auch das Wasser ist höchst undeutlich ausgeführt. Merkwürdig ist auch, daß der Kahn nicht (wie die ins Verderben schreiten-

⁸⁾ Löschin, Der Altrioshof in Danzig, S. 14, Anm., und Löschin, Danzig und seine Umgebungen, 1836, S. 190.

^{*)} In der Aufzeichnung kann man noch bei den beiden obersten Figuren dieser Gruppe Anzeichen des Schreckens bemerken.

den Personen) die Richtung aus dem Bild heraus, auf den Beschauer zu, sondern die entgegengesetzte, ins Bild hinein, einschlägt.

Nach einer andern Ueberlieferung soll der Künstler die Ratsherren in den Kahn gesetzt haben, da sie ihm den ausgemachten Lohn nicht haben auszahlen wollen⁹⁾. Er müßte sich dann mit diesen zugleich als Insasse des Kahnes gemalt haben, was an sich nicht wahrscheinlich ist. Betrachtet man die Personen in dem Nachen, so kann von diesen höchstens einer als Ratsherr angesehen werden. Es befinden sich im ganzen acht Insassen in dem Kahne. Hinten (d. h., da der Kahn ins Bild hineinfährt, im Vordergrunde) sitzt der Steuermann; in der Mitte der Maler, in der linken Hand ein Bild mit einem weiblichen Kopfe und eine Palette, in der rechten den Pinsel haltend; links von diesem ein dritter Mann; hinter dem Maler ein vierter, der einen Krug ausgießt. Links von diesem erscheint ein fünfter Kopf mit einem zylinderartigen Hute, und an der Spitze sitzt ein sechster mit einem spitzen Hute, der vor sich ein Blatt hält, über dem zwei Taue zum Mast emporführen; er scheint zu zeichnen oder zu lesen. Nur dieser sechste trägt eine große Halskrause und könnte somit als Ratsherr oder Schöffe gelten. Rechts und links hinter diesem sechsten Herrn erscheinen noch zwei ganz verschwommen ausgeführte männliche Gestalten, die eine unter der Schlange, die andere ganz vorn am Bug, wo sie scheinbar die Fahne, die dort flattert, in den Händen hält. So haben sich meiner genauen Beobachtung bei wiederholten Besuchen des Artushofes mit der verschiedensten Sonnenbeleuchtung die Personen des Kahnes dargestellt — bedeckter Himmel am Vormittag ist für diese Stelle des Bildes am günstigsten —, und ich kann darum der Ansicht Gnyßlings nicht beipflichten, der behauptet, auch die übrigen Figuren säßen gleich dem Maler vor der Staffelei. Dieser Eindruck könnte höchstens bei dem sechsten Herrn entstehen, der tatsächlich zu zeichnen scheint. Eine Staffelei ist aber auch bei ihm nicht zu bemerken. Mir scheint, Gnyßling hat die schrägen braunen Striche, die vom Bordrande rechts und links in die Höhe gehen, für Staffeleiteile angesehen. Diese Striche führen aber zu dem Mast empor, von dem der untere Teil in der Mitte des Schiffleins zu sehen ist, dessen oberes Stück aber von dem Schwanz der Schlange verdeckt wird, und stellen somit höchstwahrscheinlich Schiffstque vor. Damit fiel denn auch die Folgerung hin, die Gnyßling an die angeblichen Staffeleien und an das „Dreifelderwappen“ auf der Fahne („angeblich das Malerwappen“) knüpft: „Daher die unsichere Ueberlieferung bestätigt zu werden scheint, der Maler habe sich selbst im Beisein seiner Werkstatthelfen dargestellt“. Selbst wenn man das Wappen richtig als das

⁹⁾ Bertling, a. a. O.

Malermappen deutet, was keineswegs klar ist, so würde dieser Umstand allein für die andern Insassen noch nichts beweisen.

Hinsichtlich der beiden Engel, die man heute links von dem Kahne bemerkt, und die bemüht sind, ihn mit Bootshaken zurückzuhalten, bemerkt Gßling: „Der eine der beiden heute sichtbaren kleinen Engel ist von späterer Hand, und bei der Restaurierung nur als Konzession an die Artushofbesucher stehen gelassen. Der ursprüngliche, jetzt wieder von seiner Uebermalung befreite Engel (es ist der rechte von beiden; d. V.) erscheint erheblich zarter in Zeichnung und Farbe als das daneben befindliche rohere Machwerk.“

Ob nun in dem Maler auf dem Kahne ein Selbstbildnis des Künstlers vorliegt, das könnte man erst feststellen, wenn wir beglaubigte Bildnisse von Möller besäßen. Leider gibt es aber nur ein einziges flüchtiges Selbstbildnis von ihm. Es liegt in einer kleinen Tuschzeichnung vor, von der schon Hagen (Neue Provinzialblätter, Bd. 2, Königsberg 1846, S. 418) eine Beschreibung gegeben hat, und die ich nach Gßlings Angabe in Königsberg aufgefunden habe. Gßling nennt das Blatt „Lustiger Abend in Osterwick“. Es ist eine Tuschzeichnung auf rötlichem Papier, 27,9 × 19,3 cm groß. Die Inschrift „In Osterwiese 1597“, 8. Juni nocte A. M. weist uns auf das Dörfchen Osterwick im Danziger Werder. In einer Gaststube spielt ein Mann mit zylinderartigem Hute bei Kerzenschein auf einem Seiteninstrument, während links von ihm ein anderer die Fidel streicht. Ein dritter hält unter dem Arme einen Hund an sich gedrückt (Gßling hält das Tier für eine Katze, dafür ist es aber zu groß), der offenbar das Terzett vervollständigen soll. Im Vordergrund zeigt ein Tänzer sich in eifrigen Sprüngen. Vier Personen sind durch weiß aufgesetzte Beischriften namhaft gemacht. Einer ist als „Anto Moller“ bezeichnet. Er liegt auf einem primitiven Lager, unter dem die Pantoffel hervorsehen, und steckt aus der nur lässig übergezogenen Decke ein Bein heraus. So stellt ihn das beigegefügte Bildchen dar (Abb. 3). Es beruht auf einem Lichtbild, das ich von der Tuschzeichnung mit gütiger Erlaubnis und durch freundliche Vermittelung des Vorstandes der Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg habe anfertigen lassen¹⁰⁾. Man möge nun selbst an Ort und Stelle vergleichen, ob dieser Kopf eine Ähnlichkeit mit dem des Malers auf dem Schifflein aufweist. Gßling will eine gewisse Ähnlichkeit herausfinden, „soweit sich die flüchtig angedeuteten Züge des Malers erkennen lassen“. Schade nur, daß das Selbstbildnis auf dem Osterwicker Abend von der Seite, der Maler im Schiffe aber von vorne genommen ist. Es kommt noch dazu, daß

¹⁰⁾ Lichtbild von Frh Krauskopf, Königsberg i. Pr.

der schlafende Möller bartlos ist, während der Maler auf dem Schiff einen Schnurrbart trägt; freilich sind ja von 1597 bis 1603 bereits sechs Jahre verstrichen. Somit kommen wir über ein non liquet nicht hinaus.

*

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu dem Hauptteile des Bildes zurück! Mit der Superbia haben wir den höchsten Punkt der Selspartie erreicht. Es folgt Pigritia (die Trägheit): Eine jüngere Frau ruft eine alte, häßliche, mit ungeordneten weißen Haaren, durch Schläge auf den Rücken zu ihrer Pflicht. Daß die Pigritia „auf einem Esel reitet“, ist ein Irrtum. Das Tier steht untätig im Hintergrunde und dient lediglich als Sinnbild dieser Untugend. Unter dieser Gruppe folgt die Luxuria (Schwelgerei, hier für die Wollust, Libido, des Entwurfes eingesetzt), dargestellt durch einen vornehmen Herrn, der ein nacktes Weib von großer Schönheit wie zum Tanze führt. Ein anderer Mann mit einer Narrenkappe zieht mit einem andern Mädchen in enger Umschlingung davon, und im Hintergrunde erscheint ein Lautenspieler. (Die Erklärungen wechseln den Lautenspieler mit dem Mann in der Narrenkappe.) Als letztes Laster befindet sich unter der Luxuria und neben der Weltlust: Gula (die Völlerei). Auch die drei Personen, die diese Gruppe bilden, läßt Hagen von den Schrecken des Gerichts ergriffen sein. Indessen erkennt der unbefangene Beschauer hier nur eine wüste Kneipszene: einen dicken Mann mit aufgedunsenem Gesicht (mit der Inschrift Gula), der, eine mächtige Kanne in den Händen, über ein Faß stolpert. Sein rechter Hemdärmel, seine Hose am rechten Knie und sein linker Strumpf sind zerrissen, ein Zeichen der Siederlichkeit. Um den Kopf hat ihm der Maler Würste gebunden, ein ziemlich drastisches Attribut seiner Eßbegierde. Aus der Tasche schauen ihm zwei Fisköpfe heraus. Neben ihm sinkt ein zweiter in seiner Trunkenheit mit schläfrigen Augen um, einen vollen, schäumenden Pokal noch hoch in der Rechten haltend, während die Linke schlaff und schwer auf ein umstürzendes Puffbrettspiel niederfällt, von dem die runden Steine und ein Kartenspiel herabfallen. Ein Degen an seiner linken Seite kennzeichnet ihn als einen vornehmen Herrn. Zwischen beiden zeigt sich als Vertreter des dritten Stadiums der Trunkenheit ein alter Mann, von dem nur der Kopf zu sehen ist. Seinem Munde entströmen im Bogen die im Uebermaß genossenen Speisen und Getränke, ein höchst realistischer Zug.

Ueberblicken wir noch einmal die Gruppe dieser Untugenden, so finden wir unter ihnen die sieben Todsünden: Hochmut, Geiz (Habgier), Zorn, Völlerei, (geistliche) Trägheit, Neid und Wollust

(fälschlich *luxuria* statt *libido* benannt). Dazu kommt noch die Verleumdung, so daß es im ganzen acht sind.

*

Neben diesen riesigen Vertretern der Untugenden spielen die Vertreter der Tugenden eine nur bescheidene Rolle. Sie sind in viel kleinerem Maßstabe gehalten, da sie, von Wolken getragen, als in weite Fernen gerückt erscheinen sollen.

Die Alten zählten vier sogenannte Kardinaltugenden: *Fortitudo* (Tapferkeit), *Iustitia* (Gerechtigkeit), *Prudentia* (Klugheit) und *Temperantia* (Mäßigung, Selbstbeherrschung). Das Christentum brachte noch die drei sogenannten theologischen Tugenden hinzu: *Fides* (Glaube), *Spes* (Hoffnung) und *Charitas* (Liebe). Diesen sieben Tugenden fügt Möller noch die *Patientia* (Geduld) an. So haben wir auch hier eine Achtzahl, entsprechend den acht Untugenden, die unter den Menschen umgehen.

Die *Iustitia* verkörpert der Maler, wie schon erwähnt, in der Figur des Erzengels Michael, der zum Gericht naht. Er hält das Reich dieser Welt gleich einem Cherub mit bloßem Schwerte von dem himmlischen Paradiese fern. Allen diesen Tugenden sind Sinnbilder beigegeben (außer der *Charitas*).

Den Reigen eröffnet unten links die mit *Spes* bezeichnete Gruppe: drei Jungfrauen von besonderem Liebreiz und ein Jüngling, die von zwei Engeln emporgeleitet werden. Die eine weibliche Gestalt umfaßt das Sinnbild der Hoffnung, den Anker. Zu der *Temperantia* gehören sechs Gestalten verschiedenen Alters und Geschlechts, unter denen eine schöne weibliche Figur besonders in die Augen fällt, die an ihrem erhobenen linken Arme von einem Engel emporgeführt wird. Links neben ihr lehnt eine andere Gestalt einen Krug gegen ihre Brust — ein Sinnbild der Selbstbeherrschung. Die *Fortitudo* ist gekennzeichnet durch einen Engel, der ein Kanonenrohr spielend im Arme hält, an ihn schließen sich drei Vertreter dieser Tugend an. Ueber dieser Gruppe erkennen wir die *Patientia* an einem Lamm und Kreuz zwischen mehreren Frauengestalten. Daneben, vom Regenbogen überstrahlt, erscheint die *Prudentia*, die einen eirunden Gegenstand gegen den Beschauer in die Höhe hebt, vermutlich einen Spiegel, in dem wir uns sehen sollen, wie wir sind, damit wir klug werden. Die *Fides*, auf dem Regenbogen neben Maria sitzend, trägt die bekannten Sinnbilder des Kreuzes und des Kelches. Die *Charitas* endlich, ebenfalls auf dem Regenbogen, aber auf der andern Seite, rechts von Johannes, ist dargestellt durch eine Mutter, die zwei Kinder an ihrer Brust birgt.

Engel und Selige schweben oben in den Wolken. Auch sonst zeigen sich hie und da, unter die Vertreter der Tugenden gemischt, kleine Engelsgestalten, abgesehen von den drei Gerichtsenkeln.

Ganz oben lesen wir auf einem blanken, goldigen Schildchen, von dem gemalte Strahlen nach unten ausgehen, den Namen Gottes in hebräischer Schrift.

*

Zum Schluß noch ein Wort zur Würdigung des ganzen Werkes:

Es liegt in der Natur der Sache, daß ein allegorisches Gemälde nicht unmittelbar als Kunstwerk auf den Beschauer wirkt. Denn mit der Betrachtung der einzelnen Figuren und Gruppen ist's noch nicht getan: Es gilt vielmehr, hinter ihre Bedeutung und den Sinn der ganzen Komposition zu kommen. So wird neben dem künstlerischen Empfinden ebenso stark der denkende und ordnende Verstand in Tätigkeit treten müssen. Und da der belehrende Zweck das Wichtigste an dem Gemälde ist, so kommt der ästhetische Genuß erst an zweiter Stelle und wird nur insoweit zustande kommen, als man den Gedankengehalt begriffen hat.

Was aber hier von dem Betrachtenden gilt, das ist ein Vorgang, der sich zuvor im Künstler selbst in ähnlicher Weise abgespielt hat. Denn er hatte ja die Aufgabe, einem abstrakten Gedankenzusammenhang in einem künstlerisch wirkenden Bilde zur Anschauung zu verhelfen. Daraus ergibt sich für den bildenden Künstler eine nicht geringe Gebundenheit.

Wieweit dieses Abhängigkeitsverhältnis gehen darf, ohne daß sein Werk den Anspruch auf den Namen eines Kunstwerkes verliert, ist eine schwer zu entscheidende Frage. Aber haben wir nicht auch auf den Gebieten der Dichtung und der Musik ähnliche Verwicklungen zweier verschiedener Bestrebungen? Ich erinnere an den Roman. An sich wird man geneigt sein, einen Roman, bei dem sich der Dichter in den Dienst einer bestimmten Richtung stellt, nicht als ein vollwertiges Kunstwerk anzusehen, und doch gibt es Tendenzromane, die vor dem Urteil des Kunstrichters als vortreffliche dichterische Leistungen bestehen. Oder man denke an die Tonkunst. Bei der sogenannten Programm-Musik ist ein bestimmter Ideengang von vornherein gegeben, den der Musiker in Töne setzen möchte. Sind nun die Kinderszenen von Schumann oder die Pastoralsymphonie von Beethoven darum keine Kunstwerke, weil hier die Töne zum Ausdrucksmittel bestimmter äußerer Vorgänge benutzt werden? Und wie steht es mit Wagners „Ring des Nibelungen“? Hat schon der den ganzen und wahren Genuß, der die Musik vom rein musikalischen Standpunkte in sich aufnimmt? Muß man nicht zu einer Vorführung aufs genaueste den Text studieren, und bedarf man

nicht, um diesen zu verstehen, eingehender Einführungen in den Ideengehalt, den der Dichter in diesen Stoff hineingelegt hat? Erst wer diese Kenntnisse mitbringt, wird nachempfinden können, wie der Komponist diesen Ideen in Tönen Ausdruck verliehen hat. Wer aber wollte um dieser Vorbedingungen willen dem Gesamtwerke den Namen eines Kunstwerkes absprechen? Es kommt darauf an, wie der Künstler seiner Aufgabe gerecht wird, und ob ein Werk aus einem Gusse entsteht. Darum sagten wir in der Einleitung dieses Aufsatzes, unser Gemälde müsse nach eigenem Maßstabe gemessen werden.

Wer von diesen grundsätzlichen Erwägungen ausgeht, wird nicht ein allegorisches Gemälde als solches ohne weiteres als etwas Unkünstlerisches bewerten; nur muß ein Werk vorliegen, das dem Gedankengehalt einen möglichst künstlerischen Ausdruck verleiht.

Möllers Aufgabe war schwer und bedeutend. Es galt, den Inhalt der Johannisstelle zu veranschaulichen auf dem Hintergrunde des Gerichtsgedankens, und es ist wohl möglich, daß ihm auch hier, wie bei der Ausmalung der Thorner Ratsstube, ein bis ins einzelne gehender Auftrag vorlag.

Bei der bildlichen Darstellung eines solchen Gedankenzusammenhanges war es kaum möglich, auf äußere Mittel ganz zu verzichten. Auch die Programm-Musik gibt uns ja einen Leitfaden an die Hand. So würden wir ohne die erklärenden Inschriften die meisten Figuren kaum richtig deuten können. Auch die Attribute sind vielfach etwas äußerlich Angehängtes (Anker, Kreuz, Schlange, Masken, Weltkugel usw.). Am besten erklären sich aus sich selbst Incredulitas, Ira, Luxuria, Gula und Avaritia, die handelnd dargestellt sind. Die Trennung der Sünden des Abfalls von Gott und der Sünden der Menschen untereinander ist lediglich nach räumlichen Gesichtspunkten geschehen; ihre Verbindung mit „Frau Welt“ durch Ketten ist ein recht gewaltsames Mittel; und mit Recht weist Gnyßling darauf hin, daß das Felsgebirge sozusagen nur als äußere Umrahmung dient, denn „man weiß nicht, ob, wo und wie die einzelnen Gestalten sitzen, stehen und liegen“. Mir scheint, der Maler wollte mit diesem Durcheinanderwirbeln der Figuren den Eindruck der wüsten Verwirrung veranschaulichen, in die die ganze Menschheit durch die Liebe zu der vergifteten Welt geraten ist. Auf der Tuschzeichnung tritt der Felsenuntergrund noch an verschiedenen Stellen zwischen den einzelnen Personen deutlich zutage. Diese Stellen scheint der Künstler aber im Hinblick auf die Gesamtwirkung als tote Punkte empfunden und darum durch noch mehr Figuren ausgefüllt zu haben.

Bei einem Vergleiche der Tuschzeichnung mit dem ausgeführten Gemälde wird man vielfach den Eindruck haben, daß in dem ersten

Entwürfe mehr Leben und Schwung zu spüren ist. Der Maler hat in dem Bestreben, gefälligere Formen zu geben, manche ursprüngliche Kühnheit gemäßigt und geglättet. Aber freilich, wenn bei einer Skizze eine Verzeichnung um ihrer Ausdruckskraft willen als ein Vorzug gelten kann, so dürfen offenbare Fehler und Unwahrscheinlichkeiten bei der Ausführung nicht stehen bleiben. Ich erinnere an den Hirsch mit der Mala Conscientia.

Im übrigen ist unser Künstler seiner Aufgabe in staunenswerter Weise gerecht geworden: In den Zügen jeder Figur prägt sich die Eigenschaft aus, die sie darstellen soll, und dabei sind diese Figuren keine Typen, wie schon Bertling hervorhebt, sondern haben Fleisch und Blut, und einige sind mit glücklichem Griff unmittelbar aus dem Leben genommen und frisch und lebenswarm auf der Leinwand festgehalten. Und in wie lebendige Beziehung sind die Gestalten vieler Gruppen zueinander in Beziehung gesetzt! Meisterstücke dieser Art sind Luxuria, Avaritia, Gula und Ira.

Die Hauptgruppe der Welt mit den fünf unter ihr dargestellten Figuren ist, auch malerisch gesehen, eine Einheit. Die Hauptfigur bildet mit den drei großen Figuren unter ihr zwei Dreiecke, die eine gemeinsame Grundlinie haben (vom Kopfe der Mala Conscientia nach dem Kopfe der Incredulitas führend) und deren Spitzen im Kopf der Frau Welt und im Kopf des Peccatum originale liegen. Der Hirsch und die Desperatio füllen den Raum links von dieser Hauptgruppe ungezwungen aus.

Die obere Hauptgruppe der Sünden der Menschen untereinander bildet für sich ein Dreieck, dessen Grundlinie wagerecht durch den Schoß der „Welt“ verläuft (vom Kopfe der Invidia zur Mitte der Gula-Gruppe). Sein Scheitelpunkt liegt im höchsten Punkte der Superbia-Gruppe. Den Raum rechts von der Superbia füllen Pigritia und Luxuria aus, so daß diese beiden Gruppen dem Hirsch und der Desperatio auf der entgegengesetzten Bildecke das Gegengewicht halten. Gnßling macht noch auf eine Eigentümlichkeit in der Körperhaltung einzelner Figuren aufmerksam, nämlich des rechten Armes und der Schulter, über die sich der Kopf nach vorne wendet, bei Peccatum originale, Mala Conscientia, Incredulitas und auch bei dem Manne mit der Kanne in der Gula-Gruppe.

Die beiden Hauptgruppen, die das Reich dieser Welt versinnbildlichen, sind in satten Farben gehalten, die schön zueinander abgestimmt sind, und heben sich somit ihrerseits als eine Einheit ab von der Darstellung des Reiches Gottes, das mit feinen, zarten Farben bedacht ist. Während sich die Figuren der sündigen Welt in wirrem Durcheinander drängen, ohne doch einander zu sehr zu verdecken und zu stören, und vielfach mit den Köpfen nach unten gelagert sind oder zu Boden schauen, so daß eine gewisse Abwärtsbewegung unter

ihnen entsteht, die den Blick unwillkürlich zu dem Peccatum originale lenkt, der Wurzel alles Uebels, lösen sich die Gruppen der Tugenden, auf Wolken emporgetragen, ins Duftige auf und lenken durch ihr Aufwärtstreben, die emporführenden Engel und die meistens emporgehobenen Häupter, den Blick hinauf zu Christus, dem Herrscher des Himmelreiches, und den Seligen, die ihn umschweben.

Die malerische Verbindung zwischen diesen beiden so verschiedenartigen Welten stellt die Justitia her, die ihrer Bedeutung nach die dem Gericht verfallene Welt und ihr Gefolge bedroht und von dem himmlischen Paradiese ausschließt, somit also die Scheidung vollzieht.

Aber trotz all dieser Mittel der Zusammenfassung werden — das wird man zugeben müssen — die Einzelfiguren und Einzelgruppen die Stärke des Bildes bleiben. Ist es doch dem Künstler nicht gelungen, aus dem Mosaik eine organische Einheit zu formen. Aber jede Einzelfigur oder Einzelgruppe ist ein Abbild oder Genrebild für sich, und wie es dem Maler ein Vergnügen gemacht hat, die verschiedenen Figuren und Gruppen mit vielen Besonderheiten auszustatten, so macht es dem Beschauer Freude, immer neue kleine Züge auf dem Gemälde zu entdecken. Daher gehört dieses Bild Möllers zu denen, die Geschichten erzählen, ähnlich, wie auch die Bilder seines Lehrmeisters Albrecht Dürer, auf denen es so viel zu sehen und zu entdecken gibt; und diese Art wird immer wieder zum Betrachten und Nachdenken reizen.

Der schmale und der breite Weg endlich mit ihren Personen geben dem Ganzen eine Anwendung auf den Betrachter, und das Stadtbild im Hintergrunde der linken Bildecke und das Wappen auf dem Banner der Posaune des Gerichts sagen dem Danziger in ausdrucksvoller Sprache: *Tua res agitur: Dich selbst geht es an!*

Im übrigen ist es ein feiner Zug, daß nicht der Vollzug des Gerichtes dargestellt ist als eine äußere Entscheidung, die über alle verhängt wird, sondern die ganze Komposition von dem Geiste der Johannisstelle (3, 17 und 18) getragen wird: „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“ So schweben die Tugenden, unbekümmert um die Justitia, den seligen Höhen zu. Unter dem Gericht steht lediglich die gottentfremdete Welt und ihre Gefolgschaft. Sie hat sich ihr Urteil selbst gesprochen und sich vom Heile selbst ausgeschlossen.

Wer so den Gedanken, die dem Gemälde zugrunde liegen, und der Art, wie der Künstler sie im Bilde anschaulich gemacht hat, nachsinnt und sich liebevoll in dieses Werk vertieft, wird zu

einem starken und nachhaltigen Gesamteindruck kommen, wobei ebenso das religiös=sittliche Gefühl wie das künstlerische Empfinden seine Befriedigung finden wird.

Alles in allem: Wir dürfen stolz sein auf dieses Werk des „Malers von Danzig“. Es nimmt den ersten Platz ein unter allen Gemälden des Artushofes, dessen Bilderschmuck mit ihm seinen würdigen Abschluß fand. Es ist unsres Meisters größte und vollendetste Schöpfung, die seinen Namen weithin berühmt gemacht hat; und von den andern einheimischen Malern unsres Nord=Ostens hat keiner „dieser Hauptschöpfung autochthoner altpreußischer Renaissancemalerei etwas ähnlich Großzügiges und Ebenbürtiges an die Seite zu setzen“ (Gnßling).

Kleinstadtnacht

Von Gerhard Krause

Eben kommt der letzte Wagen durch das alte, morsche Thor gehumpelt, und die Hunde klaffen mit ihrer heiseren Stimme wie toll hinterdrein. Da gehen zwei alte Mütterchen, untergeseßt, wegmüde, an dem großen Stadtbrunnen vorbei, in dessen tankbesetztes Steinbecken trägt' das Wasser schleicht. —

Die Sonne küßt heute nicht zum Abend den ziegelroten Kirchturm, nicht die rauschenden Ulmen, die des Nachts dem hohen Rathaus ihre Lieder summen. Schweigsam bettet sie sich hinter Wolken ein, und nur ein schmaler Strahl, wie sanfter glühender Sammet, zieht sich hinter den Mühlenhügel vor der Stadt. —

Der junge Arzt steigt gerade vom Rad und geht in seine bescheidene Wohnung; ein paar muntere Mädels essen zum Lanche und übersehen in ihrer frohen, fröhlichen Stimmung, wie der Mond den ersten Blick über den Altan des Pfarrhauses hebt. — Kinderstimmen erkönen. Rinderstimmen . . .

Der betagte Superintendent erklärt seinen Konfirmanden die Geschichte vom Gang der Jünger nach Emmaus . . . Nebenbei spielt man eine Fuge von Bach, eine leicht zu überwältigende mag es wohl sein. — Und draußen spielt die Natur. Spielt Gott . . . Er spielt die Harfe. Die Orgel. — Wem es vergönnt ist, zu schauen, der sieht die goldene Harfe am Himmel, wem es vergönnt ist, zu hören, der hört den Allvater wunderbar spielen. —

Schläfrig lehnen sich die Häuser aneinander. Der Horizont hat sein Sternenkleid angezogen . . . Dort steckt die neugierige Kassiopeja ihr Köpfchen aus dem blauen Gefilde, und der Saturn schmunzelt mit neidischem Blicke hin zu dem großen Wagen, ob er ihn nicht kutschieren könnte.

Aus dem Dufte der jungen Birken quillt lautere Sehnsucht nach ihrem Dichter.

In der Schankwirtschaft kauft noch das Gas. Die Zecher spielen und trinken und trinken und spielen. Die Pfarrturmuhr klopft. Zwei Schläge. Und weit, weit in der Ferne erwidert die Nachricht das Glöcklein der ländlichen Kirche . . .

Die letzten Gäste schleppen sich über die Straße heim. Der Mond schmunzelt tückisch und denkt sich sein Teil. —

Alles schweigt. Natur wie Mensch. Tiefe Nacht. Die Sterne beten am Himmel. Beten wie Kinder. Einfach und schlicht. Weit öffnet sich der Aether. Stern um Stern singt die ewige Melodie und ihr weißglühendes Silber fließt zum purpurglühenden Thron . . .

Von Paradiesesschönheit träumt der Gestirne Chor. Von unvergänglicher Schönheit und Gott. —

Besuch bei Hans Thoma

Von Hildegard Rüd't

Es war an einem jener goldenen Tage, da Glück und Weh sich seltsam in uns einen, da wir noch nicht an Winteröde denken wollen. Ist es ein Zufall, daß der große Meister des Stiftes und der Farbe in der Jahreszeit die Sonne sah, da sich Natur, im Abschiedsschmerz verblutend, in ihre wundersamsten Farben hüllt? Für uns aber war es ein freundlicher Zufall, der uns vor drei Jahren, gerade am 2. Oktober 1921, am Geburtstag Hans Thomas, in das herbstübersonnte Heim des großen Künstlers führte.

Nie hätte ich es gewagt, die Schwelle des ehrwürdigen Meisters allein zu betreten, doch an meiner Seite ging Fritz Droop, der in dem stillen Hause längst kein Fremder mehr war. Die Märchenstille hielt im Hausflur gute Wacht, hier mußte jeder laute Ton verebben, und unser Herz empfand den Segen einer höheren Welt.

Schwester Agathe, die dem Meister seit dem frühen Tode der geliebten Frau eine so treue Weggenossin war, empfing uns mit freundlichen Worten, und ich forschte in den gütigen Zügen der alten Dame nach einer Ähnlichkeit mit dem frischen Gesichtlein des einstigen Schwarzwaldmädchens, das der Bruder vor einem halben Jahrhundert im Bild verewigt hatte, wie es gemeinsam mit der Mutter die Bibel las. In dem traulichen großen Wohnzimmer der Geschwister, wo würdige Möbel im Stil unserer Väter die stille Sprache schlichter Vornehmheit redeten, verkündete die alte Uhr die dritte Nachmittagsstunde. Lag nicht auch hier, über dem Oval des großen Tisches, dessen bunte Bauerntassen in schmucker Zier auf die geladenen Gäste warteten, auf den alten Bildern lieber Verstorbenen und vor allem auf den Gemälden und Radierungen des Meisters selbst der würzige Hauch der Schwarzwaldtannen, der sich nicht beschreiben, nur glücklich dankbaren Herzens fühlen läßt? Aber ich empfand dies leise Atmen der deutschen Seele in dem stillen Raume nur ganz unbewußt, denn schon nach wenigen Minuten öffnete sich eine zweite Tür, und wir standen im Allerheiligsten Hans Thomas.

Als er uns die Hand zum Willkommensgruß bot, huschte ein mildes Lächeln über das Antlitz des verehrten Greises. Er saß sorglich in die Kissen eines Lehnstuhles gebettet, denn schon damals wollte der Körper dem überaus regen Geiste den Dienst versagen, aber die Seele zwang den gebrechlichen Leib. Vor dem Lehnstuhl war eine Art Staffelei angebracht, denn die nimmermüden Hände führten entweder den Stift oder die Feder, um die Geheimnisse,

die sich dem weltabgewandten Künstler an der Grenze jener höheren Wirklichkeit leise entschleierten, als Kunstwerk aufs Papier zu zwingen. Hans Thoma hatte von jeher zu den seltenen Menschen gehört, deren Wunderauge tiefer in die göttlichen Zusammenhänge der Natur blickt; zeit seines Lebens war über seiner Kunst der Himmel offen gewesen, und er hatte schon als stiller Schwarzwaldsbub die Engel auf- und niedersteigen sehen. Kein Leid konnte die Fei erglocke dieses Künstlerherzens zerbrechen, aber in den letzten Jahren wurde der Meister mehr und mehr Bürger jenes geheimnisvollen Zwischenreichs zwischen Himmel und Erde, war er ganz „die zwischen Zeit und Ewigkeit flatternde Seele“, der das Scheiden längst keine schwere Trennung mehr bedeutete, sondern nur noch ein leichtes Lösen war. „Da sitz ich nun“, sagte er leise, „und habe mein Leben erfüllt und warte auf den stillen Freund. Er kann jede Stunde kommen....“ Aber trotz dieser eigenen Weltferne nahm der Meister noch regen Anteil am Gegenwartsleben, dessen gresles Licht zwar nur sehr gedämpft in sein stilles Haus fiel, und er lächelte verstehend und verzeihend über manchen Irrweg der neuesten Kunst und ihrer Jünger — im Vertrauen auf die Lebenskraft der echten Kunst, die stets ihren Weg zu den reinen Höhen findet. Dann fragte er Fritz Droop nach seinen neuen Werken und Zielen, und es war für mich ein eigenartig feierliches Gefühl, als der greise Alemanne Thoma, dessen wuchtiger Kopf so ganz die Züge seines Stammes trug, dem um Jahrzehnte jüngeren Westfalen in stummem Glückwunsch die Hand reichte. Angehörige zweier Generationen, zweier verschiedenen deutschen Stämme, denen wohl nur das schwere Blut und zähe Hängen an der Heimatscholle gemeinsam ist, waren eins durch das geheimnisvolle Band, das den deutschen Künstlermenschen an die wesensverwandte Seele kettet. Und es ist ein eigener Zufall, daß Fritz Droop gerade in den Tagen, da sich der Altmeister der deutschen Malerei zum Sterben niederlegte, dem deutschen Volk das Drama eines anderen Schwarzwaldmalers schenkte, das zu den besten Dichtungen unserer Zeit gehört.

Dann reichte Hans Thoma auch mir die Hand und sah mich mit einem langen, tiefen Blicke an. Mich durchschauerte es bei diesem Blick, denn ich war dem Meister fremd, und er wußte nichts von mir. Sah er das stille Leuchten künftigen Glücks, sah er die dunklen Schatten nahen Leides um junge Menschenkinder schweben? Oder fühlte er die große Sehnsucht nach dem Guten, die das wirre Leben zwingen will? Ich wußte nur: ein Seherauge hatte mich getroffen.

Ich hatte schon so viel des Ueberirdischen in diesen Augen gesehen, daß ich glaubte, der Tod stünde schon als lichter Engel nahe.

hinter ihm. Auch Friß Droop sagte, als wir in den leuchtenden Herbstnachmittag hinausritten, ernst und sinnend: „Wir sehen ihn nicht wieder.“ Und doch durfte Hans Thoma noch drei volle Jahre als ein guter Geist unseres Volkes unter uns leben, bis er heimgerufen wurde in den Helden-saal der Großen, die in unseren Herzen nimmer sterblich sind.

Hans Thomas Heimkehr

Die Schwarzwaldtannen rauschen
den Nachthoral.

Vom weiß und blau getünchten Kirchlein tönt
das ferne Ave-Glöckchen weltversöhnt.

Die Wiesenquellen lauschen
im Bernautal.

Da klingt aus zarter Flöte
ein Abendlied . . .

Nie klang dein Lied so deutsch, geliebter Pan.
Zwei Mundervögel ziehen ihre Bahn,
wie über Erdennöte
die Liebe zieht.

„O Heimat die ich liebte,
noch einen Blick,
du willst das Aug, das du geliehet, wieder,
es ist noch unverdorben, nur die Lieder
sind müd . . . Es war ein gutes Augenpaar,
sieh her, es ist geblieben, wie es war.
Ich geb es dir, geliebte,
mit Dank zurück.“

Friß Droop

Bekenntnis

Ueber mich übt die Heimat und die schöne Zeit wieder ihre alte Zauberei. Das Herz weit und hoffnungsreich, das Auge frei und fröhlich, ernste Treue erfrischend über mein ganzes Wesen, so ist mein Sein, ich möchte fast sagen ein Verliebtsein in die unvergängliche jungfräuliche Schöne des reichen Lebens.

Joseph von Eichendorff

Besuch bei Walter von Molo

Von Carl David Marcus

Er wohnt in einem schönen Vorort von Berlin, die Wälder dehnen sich um die hübschen Villen, ein romanischer Kirchturm hebt sich zwischen Bäumen vor dem Balkon, der zum Studienzimmer führt. In der Sommernacht steigt der Mond glutrot über die zackigen Dächer, dehnt sein Licht aus über den Himmel, der blaßblau seinen Atem über die Erde ausströmt. Die Umrisse der zwei großen Bäume vor seinem Fenster verdichten sich, der Kirchturm verschwindet weich im All, die Farben der Sträucher und Dächer werden tief und leuchtend, es ist die Landschaft der Romantik. Und der Dichter steht sinnend vor der großen Stille der Nacht.

Nur wer die Dichtungen kennt, kennt den Menschen im Dichter. Immer wollen wir den Menschen so sehen, wie er sich uns in seinem Werke enthüllte. Nicht immer, nicht einmal oft gelingt es uns. Das Werk ward die Auslösung dessen, was der Mensch aus seinem Leben nicht formen und gestalten konnte.

Bei dem Dichter, den ich besuche, ist es anders. Ihm ist es so ernst um sein Schaffen, daß er lieber sein Leben aufgeben würde, als seine Kunst, wenn sie nicht eins wären. In ihm ringen die gesamten Kräfte des Daseins miteinander, bis sie sich sturzartig in Worten auslösen müssen. Er wird nie abgeklärt vollendet, abgeschlossen. Immer und immer öffnet sich ihm eine neue Quelle in seinem Innern, reißt ein neuer Riß in seinem Gewebe, stürzt vor seinen Augen ein scharfer Blick durch die Wolkenballung und drängt ihn, den einzelnen, den Menschen zur Deutung. Er ist ständig heftig, Temperament, Ausbruch. Er trägt jahrelang einen Stoff mit sich herum, sieht seine Menschen blickartig vor sich, spürt, wie sie wieder untertauchen, läßt sich auch von ihnen tragen und deuten. Spürt überall die Bindungen seiner Gestalten mit den lebenden Menschen um ihn herum, modelt sie wieder und wieder in seiner Phantasie, bis ihn eines Tages der Stoff, die Bewegungen seiner Menschen zwingen und vorwärts drängen. Er muß. Er muß jetzt gestalten, der Augenblick des letzten Ausbruchs ist gekommen, die Worte türmen sich, die Sätze überschlagen sich, im Laufe von einigen Wochen ist die erste Niederschrift fertig, wenn es sich um einen Roman handelt, für ein Drama genügen einige Tage.

Aber dann beginnt er die Schwerarbeit, die sich über viele Monate hinaus dehnt. Das Flicken an der Komposition, das Ein- und Ausschalten, das unermüdliche Schleifen an der Sprache, was diesen Dichter auszeichnet. In der Erstschrift sprechen seine Menschen so, wie sie es wollen, in der letzten Fassung so, wie der Dichter

es will. Es ist die Wirkung der immer größer werdenden Perspektiven, die ihn zu dieser künstlerischen Handarbeit treiben, von viel zu vielen vernachlässigt. Der Stil wird hierdurch zum Ausdruck des persönlichsten Wesens. Seine Dichtung — als er sie meisterte — lebt zwischen zwei Aeüßerlichkeiten, zwischen dem Naturalismus und dem Expressionismus. Sie steigt aus dem Leben empor, aus der Tiefe seiner eigenen Seele, die aus den Schichten der vielen vergangenen Generationen besteht, und durch das Neue in ihm zum Ich ward. Dies Ich tritt auf allen Wegen, den graden und labyrinthischen, in Verbindung mit dem Ich der anderen Geschöpfe, mit Bäumen und Blumen, mit Düften und Dünsten der Erde, mit Seen und Sternen, mit dem Leben der ganzen rollenden Erdkugel, und aus dieser ungeheueren, ununterbrochenen Befruchtung entwickelt sich sein Werk. Es drängt unaufhörlich vom Stofflichen zum Geistigen, wie es jedes Kunstwerk von jeher getan hat. Dieser Prozeß, der also am stärksten im Erleben wurzelt und zum größten Teil in den Regionen des Unterbewußten sich abspielt, wird in dem Augenblick, wo er in die Außenwelt tritt und im Gewande des Wortes sichtbar wird, vom Künstler aufgegriffen und in zielbewußter Weise geregelt, gestaltet, geadelt. Er gestaltet ständig sich selbst, indem er Menschen gestaltet und umgekehrt.

Er steht innerhalb des Kreises seines Schaffens und arbeitet sich durch den Kreis, um außerhalb stehen zu können. Er ist Trieb, Leidenschaft, Feuer und wird Vernunft, Ruhe, Geist. Er will nicht Klassizität, nicht Romantik, sondern beides, die Synthese. Und grade deshalb, weil ohne eine bestimmte Theorie, in dauerndem Fluß und starker Entwicklung, ohne selbst zu wissen, an welches Ufer ihn der kommende Tag werfen wird.

Er fühlt sich zu tiefst als Anwalt, als Anwalt des Menschentums, als Anwalt der Vergänglichkeit, die sich zur Ewigkeit entfaltet. Er schlägt mit starker, ja brutaler Faust das nieder, was für diese Entfaltung nicht taugt, was schon in den Wurzeln modert und aus Trägheit in der Atmosphäre der Dumpfheit schwelgt. Niemanden klagt er so heftig an, wie den, der Verrat begeht an der Keuschheit seiner Seele und die Unehrllichkeit anbetet. Lieber sündigen als heucheln. Jeder ist verpflichtet, Rechenschaft darüber abzulegen, was er zu tun gedenkt. Jeder soll im Wollen rein sein — mißlingt die Tat, ist er unschuldig in seiner Schuld. Ein jeder Mensch ist der Anwalt der Triebe und der Ideale, die das Leben fordern.

Dieser Dichter ist ein starker Jäger und gerade deshalb ein Ankläger voll Wucht und Leidenschaft. Er klagt alles und alle an, Gott und Menschen, Mann und Weib. In seiner Aufrichtigkeit ver-

langt er vom Menschen, daß er über die Grenzen des Erlaubten gehen möge, weil er über sich selbst geht, er zerschlägt vieljährige Tradition und Anschauung, weil sie hemmen. Er weiß, daß er sich irren kann, ja, daß er sich auch irren muß, weil selbst Mensch und Gott, weil er selbst aus Irrtümern und Wahrheiten zusammengefügt ist, weil er, wie wir alle, alle nur Instrumente sind, auf welchem der Gott seine Fugen des Seins*) spielt.

Und wie dieser Mensch in seinen Dichtungen lebt und wird, so ist dieser Dichter, wenn er nur Mensch ist und nicht mit der Feder in der Hand in den frühen Morgenstunden schafft.

Spricht er, beim Spaziergange im Walde oder in der Dämmerungstunde, wenn die Glocken vom Turme klingen, zielt er immer auf Klarheit und Deutung, sucht er immer den letzten Schleier zu erhaschen, der die Dinge umhüllt, geht er von sich aus, um bei den anderen zu verweilen, und dann zurück im ewigen Kreislauf. Er spürt, daß er nicht nur für sich, für seine Nächsten lebt, sondern auch den vielen, vielen Freunden in deutschen Auen und Ecken gehört, und letztlich immer — seinem Werke.

Und trotz der Ehrfurcht, die er vor seiner Aufgabe hegt, besitzt er die herrliche Gabe, über sich selbst wie ein Junge lachen zu können. Nach einem tiefsinnigen Gespräche über Goethe und Kant steht er plötzlich Kopf. Er ist frei von jeder Pose und Feierlichkeit, ungestüm und dramatisch im Sprechen und in Gebärden, wie ein Schauspieler mit einem Kopf, der an Kainz erinnert.

Und dann und zuletzt — es strömt eine Wärme von ihm aus, es können seine Augen von einer Herzensgüte strahlen, wie nur selten bei einem Menschen. Ich spüre, wie in ihm sich der Himmel öffnet, während unter ihm die Erde rollt und rollt, wie er alles, was zwischen Himmel und Erde sich regt, liebt und liebt.

Und ich denke: Du ringst für dich und mich, für uns alle, du bist mir Freund und Bruder. Und ich habe dich lieb.

*) Der Dichter nennt „Fugen des Seins“ eins seiner neuesten Bücher, von dem wir vorher in den „Ostdeutschen Monatsheften“ und in unserem „Almanach 1924“ Proben veröffentlichten. Das hervorragend ausgestattete Werk, mit acht Radierungen von Willy Jaedel, ist vom Künstlerbund (Claus-Roch-Stiftung) herausgegeben und im Eigenbröckler-Verlag, Berlin, erschienen.

Nur Sand

Du Staub, der über Gottes Finger
ins Ew'ge unaufhaltsam rinnt,
du bist wie ich — um nichts geringer
vor Gott, dem wir ein Staubkorn sind.

So, wie durch meine offenen Hände
verrinnt der feine Meeresand,
läuft unser Leben ohne Ende
durch Gottes aufgetane Hand . . .

Rurt Siemers

Das Märchen von den neun Ringen oder von der ewigen Wanderung

Von Paul Gurk

Es war einmal ein Wanderer, der hatte viele Jahre die Länder der Erde durchstreift und war nur hungriger nach Raum an den Ort seiner Geburt zurückgekehrt. Und ob er auch nach der kurzen, dumpfen Ruhe der Ermattung sich von neuem aufrass, um ein unbekanntes, noch ferner gelegenes Land zu durchwandern, so wußte er doch alsbald, daß er eines Tages unbefriedigt am Ende des Neuen, das ihn fortgelockt hatte, stehen würde, von dem Zwange bedrückt, wieder an dem ersten Ort seines Lebens sein zu müssen, ohne Friede, ohne endliche Beruhigung, verzehrt von dem Drange des Schweifens und der Sehnsucht nach der ewigen Wanderung, deren Wunder nicht enden, die nie enttäuschen, oder in deren Enttäuschungen doch der Reiz und die Hoffnung neuen Suchens eingebettet ist.

So hatte er seine Reisen Jahr um Jahr getrieben wie den Steinbohrer in den Fels. — Das Wort Heimat war ihm fremd geworden. Er suchte nach einer fernen Heimat, ohne daß er es wußte, und es schien ihm, daß er sich damit begnügen müsse, in der Heimatlosigkeit eine ungenügsame Heimat zu finden, eine unruhige Ruhe im Ruhelosen....

Er hatte die Geiser Islands emporschießen sehen und war mit dem Packeis der Polarkreise getrieben worden; er hatte vom Pfeifenstein in den Gebirgshängen des Yellowstoneparks gebrochen und mit den letzten roten Männern am versinkenden Beratungsfeuer gegessen; er war unter den Palmenwipfeln der Korallenatolle der Südsee von den schäumenden Ringen der Brandung bespült worden und hatte die Frauenhäuser der Neger mit ihrer gedächtnislosen, erdgeborenen Lust gesehen; er hatte die schneidende Sturm-
luft der Salzsteppen des hohen Tibet getrunken und war in den Glutsandwirbeln der numidischen Wüste mit brennenden Augen den bleichenden Kamelknochen gefolgt: — aber alle Bilder, die auf der ewigen Schlange des Horizonts emporgestiegen waren, alle Sprachen und alle Gefänge der Völker hatten ihn nicht von seinem Durst nach Raum geheilt. —

So war er immer trauriger und ruheloser geworden, und das Leid saß wie ein immer wacher Geier auf seinem Haupt, von seinen Gedanken und Träumen gespeist, und trieb den Schlaf von ihm hinweg. —

Als er eines Tages in einem nahen Walde sich erging, fühlte er seine Sehnsucht immer schwerer und drückender werden. Traurig-

keit stieg aus seinen Gefühlen und aus seinen Gedanken wie Nebel, der alle Farben und allen Duft verzehrt, und machte, daß er seines Weges nicht achtete. Was sollte er auch die gewohnten Bilder von Bäumen und Büschen, von Farrenwedeln und moosigen Steinen betrachten, Bilder, die er tausendmal gesehen hatte? — So schritt es mit ihm hin. Zeitlosigkeit hüllte ihn zugleich mit dem brauenden Nebel ein. Alle Formen waren tot; denn auch das Gefühl des Schreitens und der nacheinander verschwebenden Raumbilder war ihm verloren gegangen.

„Wo bin ich?“ fragte er sich nach einer Endlosigkeit. Und wie ein Schreck überkam es ihn, daß er eigentlich hätte fragen müssen: „Was bin ich?“ —

Der Kiefernwald seiner Heimat hatte sich verändert. Riesenhafte Wurzeln krochen mit gebogenem Rücken wie Schlangen über seinen Weg. Die Stämme schienen verkohlt, ungeheuerlich an Umfang, und ihre Haut war wie von der Gewalt eines Sturmwindes zuweilen schräg zerrissen. Kaltes, grünliches Weiß glänzte drohend, über das zerfleihte Holz hingen Massen gebräunten Laubes herab. Trunkene Felsstücke lehnten sich gegeneinander, wie um sich zu halten. Die Luft schien bleifarbig und lastend, als ob sie nur wenige Schritte der Walddämmerung zu erkennen geben wolle.

„Was ist aus meinem lichten Walde mit dem hellflammenden Grün seines Moores geworden?“ fragte sich der Wanderer erschrocken. „Haben ihn die Gedanken meines Leides wie der tödliche Hauch gärenden Schwefels überfallen? — Mache ich die Natur friedlos, wenn ich gehe — und wohin ich gehe? Verwandle sie, daß sie aus der heiteren Geselligkeit in erstarrte Empörung sich wirft? Wo bin ich?“ — —

Da fühlte er, daß aus seinem Haupt ein Vogel mit grauen Schwingen sich löste und davonsflog. Er setzte sich auf einen tief herabhängenden schwarzen Ast und sang:

Tausend Augen hat das Grauen,
das im Dunkel schlief
in der Brunnenhaft von Zauberfrauen....

Fällt ein Tropfen, fällt ein Tag voll Gift
in das Quelltief,
und es zuckt mit seinen schwarzen Brauen,
hebt den Blick, der pfeilhaft trifft....

„Ich beschwöre euch, ihr meine bunten Worte,
die ihr in dem hellen Glanz von Bildern brennt,
ich entriegle eure Silberpforte!

Sausend kommt herab im Reiherflug!
 Schillert eure Märchenmüdigkeit!
 Singt die süße Trunkenheit, die Tag nicht kennt,
 Gleichniszauberduft, den Honigspruch —
 daß es wieder schläft — das Leid!“ ...

„Grauer Vogel, du einzig Lebendiges hier“, rief der Wanderer voll von Sehnsucht, „wo sind die Zauberfrauen, daß ich ihnen mein Leid geben kann, um es in die Tiefe ihres Brunnens zu versenken und in ihre Haft zu tun?“

Der Vogel flog immer voran, von Ast zu Ast, ruhte einen Augenblick auf einem Stein, äugte, erhob sich dann wieder und flog weiter.

Der Steig wurde dunkler und dunkler. Dem Wanderer war es, als ob die lastende, steingeglühete Hitze allmählich geringer würde und eine dufterfüllte Kühle aus der Tiefe heraufkäme und ihn noch mehr locke als der Gesang des grauen Vogels. Wie er nach ihm suchte, sah er ihn langsam hinabschweben, die Schwingen gespreizt, und siehe — sie schimmerten in den buntverschimmernden Farben des Regenbogens, und sein Schnabel leuchtete wie Gold.

„Wie kann das Wunderbare so nahe sein?“ erstaunte der Wanderer. Dann ging er dem Vogel nach, den Steig hinab, immer tiefer und tiefer. Die Luft wurde immer schwerer und feuchter und schien von dem Wohlgeruch von Blüten erfüllt, die er auf allen seinen Fahrten noch nicht erblickt haben konnte.

„Gehe ich durch die Mitte der Erde?“ fragte er sich.

Da sang der Vogel in langhallenden Tönen:

„Es schläft — das Leid“ —,

und der Wanderer schritt wie in einem duftvollen Traum auf das steinerne Rund eines Brunnens zu. Farbiger Dunst quoll aus seinem innersten Schacht. Wie Ringe kamen die leuchtenden Wassernebel herauf, schlangen sich durcheinander, Farben und Düste mischend, und das Kreisen dieser Gewölke tönte leise in dem gleichen Klang wie der letzte Ton des grauen Vogels weiter.

Wie durch einen Schleier sah der Wanderer ein Halbbrund von farbigen Flammen, die um den Brunnen aufzüngelten. Es war aber der Schleier ein auseinandergefächter Wasserstrahl, der aus dem Brunnentief aufstieg und in Palmenwedeln von irisierenden Funken zerstob.

Der Wanderer trat zögernd heran. Sein Herz klopfte. Ihm war, als ob schon jetzt das Leid in ihm eingeschlafen wäre, die Sehnsucht sich freudiger oder erwartungsvoller gefärbt hätte und das Neue funkelnde Augen in ihm aufschlüge....

Da stand er vor dem Brunnen. —

Jetzt sah er, daß die farbigen Flammen neun Frauen waren, die in einem Halbrund standen und ihre Finger spielend in den blühenden Schaumregen hielten. Die erste Frau war lilienweiß, die zweite malvenzart, die dritte krokosgelb, die vierte purpurglänzend, die fünfte azurleuchtend, die sechste smaragdhell, die siebente amethystschimmernd, die achte topasdunkelnd, die neunte nachtschwarz.

Die erste sang: „Auf tat sich der Pfad....“

Die zweite sang: „Nun ist es die Zeit....“

Die dritte sang: „Ein Wanderer naht....“

Die vierte sang: „ein ewig anderer....“

Die fünfte sang: „Tausend Farben....“

Die sechste sang: „hat Leid....“

Die siebente sang: „Ob zehn auch starben....“

Die achte sang: „erwachen hundert....“

Die neunte sang: „Was willst Du, Wanderer?“

Der Wanderer sprach, im Innersten verwundert: „Was wollt Ihr von mir, Ihr Frauen?“

Die lilienweiße Frau sprach: „Ich frage... Du sollst schauen!“

Die malvenzarte sprach: „Wir alle geben!“

Die nachtschwarze Frau sprach: „Der Schleier fällt. Die Wasser hören auf zu schweben. Neun wird zu eins. So ist die Welt, die wir Dir schenken. Höre die weiße Schwester an!“

Die lilienweiße Frau sprach: „Sprich, Wanderer, von Deinem Bann, von Deinem glühenden Denken!“

Der Wanderer stand einen Augenblick mit gekreuzten Armen und sann. Dann sprach er: „Was sollte ich zu Euch reden, Ihr Zauberfrauen, da Ihr doch alles wißt, was ich sagen könnte, und auch das, was ich nicht zu sagen vermöchte? Doch da Ihr wollt, so hört: Eine leere Stelle ist in jedem, und sein innerer Dämon zwingt ihn, alles hineinzwerfen, wie der Bildgießer alles Metall in die Glut schüttet, um die leere Form zu füllen und die Statue zu vollenden. Sehnsucht, Ihr wißt es, heißt die leere Stelle.... Einer kann sie nur füllen mit Macht und unterjocht das Gewimmel der Völker — ein anderer mit Liebe und reizt zur Verführung — ein anderer mit Sehnsucht nach der Sehnsucht, und er schüttet Gott hinab — ein anderer mit Gott, und er versucht Kunst zu schaffen.. . Ich habe den Durst nach Raum! Ich schlang alle Länder der Erde hinab und empfand doch immer wieder eine Leere! Je mehr Neues ich sah, desto weniger Neues, fühlte ich, blieb mir übrig zu sehen. Was soll ich also tun, um die Leere in mir zu erfüllen, meines Durstes ledig zu werden, mein Leid zu versenken? Und wenn ich wünsche, nicht mehr den Drang nach dem Schweifen zu

haben, so empfinde ich, daß das nur eins ist und falsch gesagt. Ich müßte ewiger Wanderung gewiß sein, die immer neu ist und mir Neues bringt. Die Erde ist einmal zu Ende — und bald zu Ende. Könnt Ihr mir mein Leid nehmen und einen neuen Weg geben, der nicht endet?“ —

In die Stille klang das leise Singen des grauen, nun schimmernden Vogels. Die Brunnenwässer fingen wieder an zu steigen, zu quirlen und ihre farbenglitzernden Nebel zu streuen. Und in das köstliche Kreisen des Wassers klang die Stimme der lilienweißen Frau:

„Höre, Wanderer, was ich Dir singe:
ein Pfad ist, der ist über alle Pfade!
Neun Zauberfrauen schenken Dir neun Ringe...

Neun ist gleich eins,
schmilzt wieder um in erste Gnade
und ist ein Gleichnis aller Dinge...

In Dich hinein
gehn alle Wege Deines Seins
und auch hinaus, und ewig ist die Schlinge...
Gib Deine Hände, Wanderer. Deine Pein
löst sich im Weg der ewigen neun Ringe..."

Der Wanderer rief erstaunt: „Aus Wassern schwebts wie eine weiße Schlange!“

Doch da er schärfer hinsah, bemerkte er, daß die Wassernebel immer enger kreisten und sich endlich in einen weißen Singerring zusammenzogen. Die lilienweiße Frau nahm den tanzenden Ring herab und steckte ihn auf die linke Hand des Wanderers.

Wie er noch erstaunt auf den kühlen, schimmernden Ring blickte, fingen die Wässer wieder an zu wehen und zu singen, sich zu verschlingen und zu runden. Sie spielten sich immer enger und höher hinauf — und plötzlich tanzte ein malvenfarbener Ring, und die malvenzarte Frau trat hinzu, nahm ihn herab und steckte ihn an die linke Hand des Wanderers. Nun wußte er, daß er so neun Ringe empfangen würde. Und es geschah auch, wie die lilienweiße Frau gesungen hatte. Bald funkelte ein gelber, ein blauer, ein grüner, ein lilafarbener, ein brauner und ein schwarzer Ring an seinen Fingern. Wie er aber näher zusah, bemerkte er, daß der deutende Finger der rechten Hand als einziger keinen Ring trug. Jetzt fühlte er, wie der erste, weiße Ring nicht mehr kalt war, sondern wie von innen zu glühen anfang, obgleich er weiß blieb, und wie sein Blut unter einer seligen Unruhe zu pochen begann.

Es schien, daß der Brunnenstein leise schwanke, daß die Wassernebel stärker und dichter ihre leuchtenden, kühlen Schleier spannen,

und daß die farbigen Frauen wieder zu neun züngelnden Flammen wurden. Der graue Vogel sang leise. In seine Rufe hinein aber klangen verhallend die Worte der lilienweißen Frau:

„Wirf hoch den weißen Ring, er wird Dich lenken!
Und ist der Brunnen der farbigen Wässer wieder da,
wirfst Du den Schenkenden die Gabe wieder schenken...“

Und da schon die farbigen Nebel Träume wurden und ein duftender Schlaf ihn in seine Arme nahm, hörte er noch die Stimmen der Frauen nacheinander verhallen...

„Wirf hoch den Ring... Gib wieder den Ring...
Neun ist gleich eins...“

Dann klang noch einmal der langhinhallende Ruf des grauen Vogels in seine kreisende Gedanken — und er schlief ein. Im Einschlafen zog er den glühenden weißen Ring ab und warf ihn hoch...

Als er erwachte, war er wieder im einfachen Wald seiner Heimat. Aber er wußte das nicht mehr und sah wie in ein neues Geschöpf der Erde hinein. Mit einem tiefen Erstaunen der Ehrfurcht und fast mit einem Schreck sah er einen Lichtstrahl über einen dürren Zweig gleiten, wie er eine grüne und eine verdorrte Nadel aufglühen machte, einem Farnwedel einen goldzitternden Ring schenkte, eine Moosblüte brennen ließ, die Spitzen eines Grasbüschels in hellgrüner Freude zu tanzen verleitete und dann in den dunklen Waldboden hineinfuhr gleich einem leuchtenden Blick.

Dem Wanderer war, als ob er jeden Baum zum ersten Male sähe, als ob selbst die Luft eine andere, neue Farbe habe. Die rissige Haut einer Fichte stellte sich ihm in entblätterten Schichten dar, als aufeinandergelegtes Geschicht von Farben, von gekräuselten Moosfriesen umsäumt, in denen die Luft selbst farbig zu schillern begann. Und als er ein Blatt betrachtete, das an einer jungen, verirrten Eiche sich vor seinen Augen entfaltete, sah er in einem einzigen Blick seines Auges ein grün schimmerndes Gebreite, von bräunlichen und lila Hauchen beschattet, von dunkelnden Straßen durchzogen, das sich von den Worten des Windes bewegte und ihm einer wunderbaren Landkarte gleich dachte, das Gleichnis der Erde mit allen ihren Straßen, Hängen und Wäldern, wunderbarer als alle die großen Blätter, nach denen er hastig durch die Länder der Erde gejagt war. — Langsam schritt er zurück. Die Häuser eines Dorfes kamen aus dem Gesenke der Felder in die Strahlen seines Blickes, aber sie schienen ihm neu, wie von den ersten Farben der jungen Schöpfung gemalt. Die Sonne tanzte auf den roten Dächern den freudigen Feuertanz, und jeder Ziegel loderte wie eine weiß-

glühende Fackel empor. In den Büschen des Weges hatten die Spinnen gewebt. — Wann hatte er je danach gesehen? Jetzt aber sah er, daß die schwankenden Fäden in Regenbogenfarben schillerten und fast den farbigen Wasserrieseln des Zauberbrunnens glichen...

Der Wanderer wußte nicht, wie lange er mit neugeborenen Augen um sich sah, seitdem er zum erstenmal die Welt durch den ersten der Zauberringe betrachtet hatte. Als er aber einstmals wieder in dem Walde sich erging, durch den er zu den neun Zauberfrauen gekommen war, fühlte er eine jähe, süße Müdigkeit sich herabsenken, und es war ihm, als ob der graue Vogel aus seinen sinkenden Augen sich löse und mit leisem Gesange vor ihm hin und her flöge. Er sank in Träume und fühlte noch, wie er mit letzter Bewegung den zweiten, malvenfarbenen Ring vom Finger streifte und ihn hoch warf. Dann entschlief er...

Als er erwachte, sah er, daß er vor einer Borkenhütte stand, die wohl früher schon zur Rast eingeladen hatte, er aber hatte sie nie beobachtet. Nun ging er hinein, da ihn noch das sanfte, müde Nachrieseln des Schlafes umfängen hielt. Es war ihm, als ob es schön und erwünscht sei, nicht ganz zu erwachen, sondern in einem halberhellten Dämmern zu lauschen...

Der Wanderer setzte sich auf die bemooste Bank in der Hütte. Da hörte er zum erstenmal in den endlos langen, von rastlosem Ueberfliegen beladenen und doch nicht erfüllten Tagen seines Lebens, wie das Holz der Bank erstaunt sich reckte und das Moos mit einer ganz dumpfen, leisen Stimme klagte. „Des einen Ruh, des andern Last“, sprach es seufzend. Und nun fühlte er, daß die Stille nicht still sei, das Schweigen nicht leer, sondern voll von einem Meer von Stimmen, von Geraun und Wispern, in das wie der Schrei eines Riesen zuweilen der Ruf eines draußen vorbeifliegenden Vogels einbrach. — Ameisen besprachen sich mit der Wichtigkeit von Staatenbauern und besorgten Beamten. Ein goldgrüner, großer Käfer, verirrt, auf den Rücken gefallen, rief mit schneidendem Rasseln seiner Flügelspreiten, bis er fühlte, daß der Große immer einsam ist und nur sich selbst helfen kann. Da warf er sich herum und strebte dem Freien zu...

Südwind und Nordwind kamen durch die Thür und durch das Fenster gefahren, kreuzten sich im Wirbel und sprachen miteinander. Es schien ihm, als ob der Nordwind spräche: „Stürmen will ich!“ — und der Südwind: „Spielen will ich!“ — „Regen wird kommen“, murrte der Nordwind. „Da wir uns entgegenwehen, wird keiner von uns seinen Willen haben, der in ihm weht.“ — Und als beide hinausgewirbelt waren, die Vögel schwiegen und die Stille eintrat auf einem schräg herabreitenden Sonnenstrahl, so

glaubte der Wanderer in seinem träumenden Lauschen die Stimme des Sonnenstrahls zu hören, wie er in einem hohen, goldschwingenden Ton sprach: „Komm, Staub, und tanze in meine Bahn, damit Du einmal Farbe bekommst und glühen kannst, Du Getretener, Farbloser!“ Und die knisternde, ängstliche Stimme des grauen Staubes antwortete: „Ich danke Dir, Goldener, Lichtschwingender, obwohl ich weiß, daß Du mich nur nimmst, weil Du mich brauchst, um an mir leuchten zu können! O eitele Liebe, dennoch danke ich Dir!“ —

Der Wanderer wußte nicht, wie viele Tage er so lebte, von den Stimmen der Dinge umtönt, die er bisher auf Meeren und in Wüsten nicht gehört hatte. Als er aber einstmals wieder in dem Walde sich erging, in dem ihn der graue Vogel Sehnsucht zu den neun Zauberfrauen geführt hatte, kam wieder die schwere, mit dem Nachtschlaf der Erde verwandte Müdigkeit über ihn. Er sank in die Höhlung, die ein gerodeter Baum ausgewuchtet hatte und über die abfallende Nadeln sich streuten, und fühlte, wie der wunderbare Traumschlaf zum drittenmal über ihn kam. Im Zwieliht des Gefühls warf er noch den dritten, krokosgelben Ring hoch. Dann entschlief er. — —

Es war ihm, als ob er noch schlafe und höre den grauen Vogel singen: „Es schläft — das Leid —“, aber er war doch schon im Erwachen und sah nur noch die grauen Schwingen hinter einem Ast entschwinden...

Ein Geruch von Müdigkeit und wie von Sterben war um ihn. Er spürte das Verdorren der Nadeln, die ihn umgaben, ihr mühseliges, schweres Atmen aus matt werdenden Kiemen, und er hatte schon fast das Schwimmen der Verwesung um sich, das herbsten's durch die Wälder und über alle Wege streift, schwer hinfliegend gleich dem Flug eines verwundeten Vogels.

Der Wanderer erhob sich, schüttelte die Nadeln ab und ging. Im Schreiten war ihm, als ob seine Wanderkleider, die ihn durch alle Länder der Erde begleitet und ihn gewärmt hatten, einen seltsamen Duft ausströmten. Indien und die Sahara, der Salzwind der hohen Steppen und das kochende Schweigen des toten Meeres saß in ihnen, heiße Kälte und Sturm hatten an ihren Fasern gezerzt, Ströme von Sonne sie wieder gedehnt und durchlüftet. Ein fremdartiges, neues Gefühl wie Dankbarkeit war in ihm...

Der Wind kam vorbei und brachte Blüten und Morschen mit. Jedem Hauch spürte jetzt der Wanderer an, ob er aus Nähe oder aus Ferne käme, ob er an den erwartungsvoll daliegenden Dingen der Welt vorübergegangen war, sie gestreift hatte oder voll von ihrem heimlichsten Innern war! — Wie der Wanderer weiter schritt, war ihm, als ob er selbst die Mitte und die Ferne, selbst die ver-

Iorensten Gründe an ihrem Ruch spüren könne, wie wenn auch das Licht in seinem Duft ihm offenbare, ob es frisch sei und sich an lebendigen, kostbaren, geliebten Wegen erfreut habe, oder gebrochen, durch kalte, mürrische Dunkelheiten und Trübungen müde und alt geworden sei...

Wenn der Wanderer die Augen schloß, und der Duft eines Rosenblattes kam auf ihn zu, sah er die Rosenfelder von Schiras in Sonnentrunkenheit flirren, hörte das Stampfen der Handmühlen, braune Arme gingen auf und ab, nach dem hohen Singen der Geigen tanzten Frauen in Seidenkleidern, und auf einen einsamen Hügel wurde ein Kranz gelegt... Der Geruch eines sinkenden Blattes gab ihm die edle Müdigkeit aller Herbste und aller Kulturen und schien ihm gleich den Sprüchen indischer Weisen. — Wenn er über das Geschicht verwesenden Laubes schritt, ging er durch die Geschichte der Völker...

Als der Wanderer an einem Tage, da er einen Becher mit altem Wein sinnend gegen den heraufkommenden orangefarbenen Mond hielt, von dem Duft einer süßen Müdigkeit sich umronnen fühlte, wußte er schon, daß seine Schritte im Walde gingen, auf den Brunnen der neun Frauen hin, wo der graue Vogel Sehnsucht singt und die farbigen Wassernebel tanzen. Sinnend betrachtete er den roten Ring, wie er warm ward, heiß, fast glühend, und da im Liede des grauen Vogels der Schlaf sich herabsenkte, warf er im letzten wachen Gedanken den vierten Ring hoch. Dann entschlief er...

Der Wanderer erwachte, und doch war ihm, als ob er noch nicht wach sei. Nachsinnend, welch wunderliches Fühlen ihn einnehme, kam er zu der Erkenntnis, daß er die Ruhe — schmecke! Daß er es zum ersten Male merke, wie sich der wandernde Fuß entspannt habe und ruhe wie das Blatt einer Kastanie. Und er empfand das nie gekannte Gefühl des Wachens, ohne wach zu sein, den Schlaf mit seiner lösenden Traumbuntheit zu haben, ohne die abstürzende, zeitlose Nacht des Schwindens. —

Als er sich aufraffte und seine Wanderschaft wieder anhub, kam er, emporsteigend, an einen Bergabhang, den der Wald freiließ. Hier hatte sich, wie an jeder freien Stelle, die Sonne angefund und leuchtete auf flache Steine und in hoch wucherndes Gebüsch glühend und reisend hinab. Der Wanderer erkannte, daß es Himbeerbüsche waren, und bückte sich, um von den Beeren zu nehmen. Da sah er, wie als Wächter der roten Früchte, eine Otter auf einem Stein in der Sonne liegen, gleichfarbig mit dem Stein. Er fuhr hoch — aber die Schlange gab den Weg frei und ringelte sich den Berg hinab. Der Wanderer pflückte eine Beere. Und seltsam! Er, der die seltensten und wunderbarsten Früchte in allen Ländern achtlos

gegessen hatte, so daß er kaum noch ihres Namens sich erinnerte, er fühlte jetzt, daß jede Frucht vom Baume der Erkenntnis sei, daß Frucht schon Erkenntnis bedeute! Erde und Sonne schmeckte er, indem er aß, das Wachsen und Gären aus dem ungewissen werdenden in die Reife des Seins, und er spürte die große Lehre, daß weiches Fleisch und süßer Saft Lockung sei und vergänglich, Kerne aber, harter Widerstand — Same und das Bleibende!...

Der Wind kam herbe, brausend und voll vom Geschmack aller Säfte und alles Atems. Dem Wanderer war, als tränke er alle Dinge dieser Erde und aller kreisenden Welten. In einem tiefen Sinnen fühlte er — und er wußte nicht, wieviel Zeit verstrichen war —, daß der Weg, den er jetzt gehe, die Erde, die er treten müsse, um zu gehen, das sei, was Heimat zu nennen wäre! Die Stunde zu schmecken, schien ihm das eiligste Leben! — —

Wieder kam — nach einer ungemessenen Zeit — die Müdigkeit über den Wanderer, das Lied des grauen Vogels schimmerte aus der Ferne, er warf den fünften Ring hoch — und entschlief...

Wie er erwachte, sich aufrichtete und seine Füße ihm ihren Wunsch kund machten, die ewige Wanderung von neuem anzutreten, ging er zwar im alten Walde, aber er hatte die Augen nicht aufgeschlagen... Er spürte den Harzgeruch und das Wehen der Wipfel, Zweige streiften ihn — allein, er ging mit geschlossenen Augen.

Es schien, daß er auf einen neuen Weg geraten sei. Die Luft wurde anders, der Wind senkte sich tiefer herab und hatte mehr Sonne in sich, Duft von gepflegten Blumen, von Kindern des Tränkens und der ordnenden Hand, nicht der wilden Gelegenheit, kam zu ihm und schmeichelte sich an, und als der Wanderer die Hand ausstreckte, berührte er die Marmorkaut einer Statue. Da erinnerte er sich, daß im Walde seiner Heimat ein altes Schloß gelegen sei, bewohnt von einem vornehmen, verfallenden Geschlecht, das in seinem ererbten Blut nicht mit dem neuen Treiben übereinstimmen konnte, sich zurückgezogen hatte und in den verschollenen, zierlichen Formen abgelaufener Jahrhunderte hindämmerte, bis es auslösche wie der Klang einer Spieluhr. Er mußte vor dem Venusbild stehen, das im Garten verwittern sollte...

Hinter den geschlossenen Lidern stieg etwas auf, was er bisher nicht gefühlt hatte: die Schönheit! Er wurde im Tasten sehend, empfand das bebende Neigen und sich Verschlingen der Linien, wie sie zusammentrafen, ohne auf Wegen gewesen zu sein, das Streben der Flächen zueinander mit ihrer gewölbten Innigkeit, und er fühlte den geheimnisvoll wachsenden Körper entstehen, der alle Sehnsucht und alles Widerstreben der Zahl zur Gestalt vereinigt

und krönt. — „Was aber tötet Schönheit?“ — fragte der Wanderer in sich hinein. Und er antwortete sich: „Haß und Stocken töten die Schönheit. Gefühl hat keine Zeit, Form keinen Anfang, keinen Bruch — nur Lauf.“ —

Der Wanderer wußte nicht, wie lange er den edlen Marmorleib zwischen seinen Fingern gefühlt hatte und die atmenden Poren der Verwitterung getastet... Eine Schwinge bligte in seine geschlossenen Augen, ein Vogelton klang in sein träumendes Ohr. Die Sehnsucht wurde wieder wach, er fühlte das Wehen der Gipfel um sich und den Duft des Harzes, so daß die Märchenmüdigkeit über ihn kam und er im Hinsinken den smaragd hellen Ring in die Luft warf. Dann fiel er in einen Schlaf, der nicht Schlaf war, sondern eine neue Art des Wanderns auf Wegen, von denen er bisher nichts gewußt hatte...

Er sah aber dies:

Er ging durch ein unübersehbares Geschlänge von Wegen, die sich schnitten, aneinander vorbeiführten, sich umkreisten. Flache Hügel nur wurden von den Wegen frei gelassen. Auf jedem Hügel stand ein Baumstamm, ohne Zweige, ohne Blätter, ohne Blüten, ohne Früchte. Der Stamm wuchs hoch und zog sich in eine feine, witternde Spitze aus. Durch die Wege aber zischten zuweilen jäh auftretende Bäche, die aus dem unteren Boden hervorbrachen, plötzlich versiegt und trockene Höhlungen zurückließen. Es schien, daß sie mit den Strömen aus der Luft über den Wegen und Hügeln geheimnisvoll zusammenhängen, denn die Stämme zitterten unaufhörlich unter dem Ansturm von Wellen und Wirbeln, von Lichtströmen und magnetischen Kreisläufen. Das Seltsame war aber, daß unter dem Andringen der elektrischen Winde und während des Einflutens der unteren Gewässer in die Wege die Hügel schwankten, sich wölbten, wieder flacher wurden oder sich einwärts senkten, und noch wunderbarer empfand er die Uebereinstimmung seines Fühlens und seiner kreisenden, sich kreuzenden Gedanken mit den Wegen, Hügeln, Masten und Stürmen. Alles dies schien ihm, wie er durch endlose Zeiten in den Wegen wanderte, ein Gleichnis zu sein des Erdgeschehens und aller Völker- und Menschenschicksale. Wege und Hügel, dachte ihn, seien die Linien der gegenwärtigen Zukunft, und wer sie lesen könne, der sei erlesen und erlöst vom Irregehen. — Er fühlte aber, daß er es nicht sei, und daß er auch nicht wünsche, es zu sein. —

Der Wanderer wußte nicht, wie lange er so in diesen Pfaden gegangen war, als er einstmals farbige Flammen durch einen Wasser- schleiergehang tanzen sah. Da wurde er dieser Wege müde. Die Schwinge des grauen Vogels trug Schlaf herab. Er warf aus einem

Gedächtnis heraus den heißen, amethystfarbenen Ring in die Luft. Dann entschlief er...

Als er erwachte, war es ihm, als ob noch der Ruch von Tannennadeln um ihn wäre, als ob er noch von dem Wald seiner Kindheit träume — und doch fühlte er Wachheit und Lebendigkeit der Sinne; denn er sah mit Augen, die die Ferne bis an den Horizont ergreifen und in sich hineinzuziehen vermochten. — Er sah aber in eine Bergswelt wie in ein Gesicht von unendlich großartigen und unheimlichen Zügen. So hätte er die Landschaften des Mondes träumen können, wenn sie nicht erloschen gewesen wären! Aber diese Bergzüge waren auf eigene Weise in sich lebendig, bogen sich zusammen, stritten gegeneinander, rollten wie Kugeln in Höhlungen knirschend um sich, und es war, als ob große Ströme der Kraft von Berg zu Berg schossen. Dampf wallte, setzte sich zu lastenden Gebilden, wurde von Kraftwirbeln zerspalten und schmolz zu weichen Böden der Fruchtbarkeit zusammen, in denen Gefühle von Lust und Grauen wie Blumen und Dornen wuchsen. —

Dem Wanderer war in seinem Wachträumen, als schritte er durch das Innere der Berge, durch Röhren voll von zuckendem Wasser und Feuer — endlos — zeitlos...

Wie lange er so gewandert sei, wußte er nicht. Wunderlich empfand er nur, daß der Waldgeruch ihn nicht verließ, und daß er das Gefühl hatte, gleichzeitig nach außen und nach innen zu schreiten. Einst hörte er einen Vogelton, lang hinhallend: „Es schläft — das Leid“, und er fühlte in Schlaftrunkenheit, wie sein alter Hunger nach Raum sich müde hingelegt hatte. Farbige Funken tanzten vor seinen Augen. Er warf den topasdunkelnden Ring, der an seinem Finger zu glühen begann, hoch empor — und entschlief...

Der Wanderer erwachte von einem Summen und Klingen wie das eines fernen Harfenspiels. Ein Hüpfen von Schattenstämmen glitt noch durch sein Aufmerken, der Duft von Himbeeren wehte um ihn, und er glaubte, in seinem Walde zu sein. Als er jedoch ganz wach wurde, sah er sich zwar auf Moosboden schreiten, allein er sah, daß auf Kugeln und Wirbeln, die wie aus altem Golde gefertigt schienen, weißschimmernde Silbersaiten gespannt waren, die in den traumhaften Harfentönen klangen. Bald kam ein Sturm gebraust und ließ die Saiten grollen und stöhnen, bald riß ein Wolkenstoß jäh von oben in das feine Gespinnst und machte es klagen und zittern, bald aber kam auch ein Sächeln und Lüftspielen und gab den Saiten Gesänge der Freude. Wenn aber das große Wehen schwieg und Stille sich auf die Silberfäden setzte, hörte der Wanderer den Gesang der Einsamkeit, den Gesang, der ihm das größte Wunder und die Stimme der Erhabenheit schien. Ein Staunen kam über

den Schreitenden. Etwas gab ihm ein, Worte auszusprechen, die er früher anders gedacht hatte, und die ihm nur Vokabeln des Lebens gewesen waren. Und wie er sprach „Hoffnung . . . Liebe . . . Gram . . . Zweifel —“, so rauschte es in der ungeheuren, weit versponnenen Harfe und machte die Lieder des Gefühls aufbrausen, so daß Tränen aus seinen Augen rannen, die nicht von den Salzseen der hohen Wüste kamen! Mit einem neuen Staunen aber umgab es ihn, daß diese Leiden selbst nicht Empfindungen der Leere, sondern der Fülle waren — und unwirklich, spuckhaft erschien ihm sein Gram und sein Wandern...

In diesem Lauschen kam Müdigkeit und Dunkel über ihn. Der nachtschwarze Ring fing an zu glühen, als ob er die Dunkelheit erhellen wolle. Da fühlte der Wanderer, daß er den letzten Ring in die Luft werfen müsse. Er sann darüber nach, daß der deutende Finger der rechten Hand von den Ringen frei geblieben war, und er erkannte in dem Augenblick, da er den neunten Ring hoch emporwarf, daß er der deutende Finger der hastigen Sehnsucht, des Errassens, des Jagens über Berge gewesen war. —

Dann umgab ihn rotdunkelndes Licht. Er fühlte sich in einen Strom gerissen, der unaufhörlich durch rätselhaft verschlungene Gänge floß. Wellenstoß folgte auf Wellenstoß. Leuchtender Schaum war auf den Wogen, und das Brausen dieses Stroms, der Rhythmus des Stoßes war das Gesetz der Sphären und der Takt, in dem die Sterne gehen. Sein Maß war Zeit und Vergehen, sein Schäumen Liebe und Haß. —

Immer tiefer wurde der Wanderer fortgerissen, kreisend und wieder kreisend, bis er in eine Felsenkammer kam, die hellrot und dunkelrot aufzuckte und im Doppelstoß bebt.

Zeitverloren kreiste der Wanderer. — Da schleuderte ihn das gewaltige Strömen hoch. Tag war da, und er sah den geworfenen Ring sich wieder herabsenken. In einem Augenblicke war er ewige Zeiten gekreist. —

Der Gesang des grauen Vogels ertönte. Die bunten Wassernebel sprühten und spielten. Der Ring tanzte auf ihnen und wurde umhergewirbelt. — Da trat die nachtschwarze Zauberfrau aus der Mitte ihrer neun Schwestern hervor, schlug in die Hände und sang: „Der Schleier fällt. Die Wasser hören auf zu schweben. Neun wird zu eins. So ist die Welt...“

In einem Regenbogenschillern kreisten da die neun Ringe auf den bunten Wasserscheitern, und die neun Zauberfrauen traten hinzu, nahmen jede einen Ring und gaben ihn dem Wanderer auf die Finger: einen lilienweißen, einen malvenzarten, einen krokosgelben, einen purpurglänzenden, einen azurleuchtenden, einen

smaragdhellen, einen amethystschimmernden, einen topasdunkelnden und einen nachtschwarzen. — —

So hub der Wanderer von neuem seine ewige Wanderung an. Er sah die Blätter wachsen und hörte die Sprache des Verwitterns. Er wanderte durch die Blicke der Tiere und schauderte vor der schweren und täuschenden Reise durch die Blicke der Menschen. Er tastete sich durch die Gebärden der Erde und saß lange Zeiten, um dem Reifen des Kornes zuzuhören. Er machte die Wanderung der neun Ringe durch das Wort und verlor sich in der Schöpfung und Gegenerschöpfung des Wortes. Er sank hinab — immer wieder — in den letzten Strom, der Gedanken durch Gefühle erzeugt, und kam an den Tag — immer von neuem —, um den letzten Ring in neun Ringe umschmelzen zu sehen. Ewig sang der graue Vogel Sehnsucht sein Lied, ewig wurde das raumtrinkende Leid eingeschläfert durch die ewige Wanderung. — —

Als der Wanderer einst durch das Dorf kam, das am Rande seines Waldes lag, sah ihn ein spielendes Kind. — Er schritt dahin, halb gebeugt, mit erlöschendem Gesicht, von der endlosen Reihe der Tage ausgesogen, mit inneren Augen unter schweren Brauen — und das Kind rief staunend:

„Was ist das für ein seltsames Ding?“

Da hob der Wanderer die Augen und sprach:

„Immer bin ich — und immer der andere! —

Ich komme herauf aus dem neunten Ring —,

ich steige hinab in den neunten Ring...,

ich — wandere...“

Wortlos vor ewiger Schönheit

Wie nennst du das,
wenn eine Blume
dich anschaut
und du mußt weinen?

Wie wirst du Herr des Worts,
wenn Orion die Türme
einer Weltstadt erdrückt
mit seinem ruhigen Golde?

Wie sprichst du und lägst nicht,
wenn ein Kind dich fragt,
ob sein wunderschönes Leben
nie zu Ende geht?

Alfred Heine

Margrit Heusers Gedichten zum Geleit

Von Maria Linz

Es ist das Vorrecht der Lyrik, tiefste seelische Erlebnisse auszusprechen, für die der Wortschatz des Alltags keine Dokabel hat und die keine andere Kunstform anders als durch Umschreiben oder Gestaltung auszudrücken vermag. Wie Musik — Gespräch von Seele zu Seele — ist sie nicht durch reine Verstandestätigkeit zu begreifen. Darum darf man wohl das erstmalige Kriterium der Lyrik in der Erschütterung des Hörenden suchen. So möchte ich über einige Gedichte sprechen, die mir in losen Blättern vorliegen, wie sie die Not des Sprechen-Müssens und die Gnade des Augenblicks entstehen ließen.

Sie sind von der jungen Schlesierin Margrit Heuser, deren Name hier zum erstenmal genannt wird und deren Verse durch die bekannte Hilfsbereitschaft des Herausgebers erstmalig der Öffentlichkeit übergeben werden. Die aus der Fülle des Herzens klingenden Worte zwingen zu ergriffenem Lauschen.

Ein Vogel singt — und man fragt nicht, wie er heißt und wer ihn sein Lied gelehrt. Eine Blume duftet — und man nimmt ihren Hauch wie ein Geschenk. Eine Wolke zieht — und man weiß nicht, zu welchem Ziel sie lenkt. So ist es mit diesen Versen: aus der Erde Freude und Not gewachsen, voll der Kraft des Erlebens, in bildhafter Fülle der Gestaltung, verklärt durch eine Form, deren Schönheit und Schlichtheit naturhaft ist, zu einer Geistigkeit steigend, die Ueberwindung der Welt im höchsten Sinne bedeutet. In ihr ist eine Einheit von Erde und Geist, die durch die Bindung an ewige Gesetze den wenigsten Frauen beschieden ist.

Sie ist von der Erde.

Ihre Jugend singt das entzückende Lied vom „Birkenbaum“. Ihre Liebe spricht in einer Fülle von Gedichten, deren Rhythmus reiche, dichterische Kraft ist. In ihr ist die sinnensfrohe Süße des Erlebens, die blutvolle Kraft der Weltfreude und -bejahung. Die Liebe scheint das wahre Wesen dieser Frau zu sein. Unerschöpflich ist der Ueberfluß ihres Schaffens, um immer wieder Freude, Glück, Hingabe und Sehnsucht auszusprechen — ganz frauenhaft und zart und keusch, ganz stark und jubelnd.

Aber dann steigen schon die leisen wehen Erkenntnisse der Frau auf. „Ihrer Liebe ist die Welt eine Nußschale“,

„aber Du bist ein Mann

und sagst starr: ich — ich

und verkrampt Deine Füße bodenlüstern in Dich und die Welt,

und ich stehe und staune Deine Fremdheit an.“

Und dann scheint dieser ganz innige sensitive Mensch unter der Not der Liebe fast zusammenzubrechen, um desto herrlicher an ihr zu wachsen.

Denn der Weg dieser Frau geht von der Erde zum Geist, es ist der Weg eines werdenden Menschen, dem alle Erlebnisse nicht Ziel, nur Stationen sind.

In der eigenen Brust beginnt des Lebens tiefste Not — fremder wird die Welt, und Worte, die Brücke sein könnten zu den anderen Menschen, sind schwerer zu finden. Ihr Fremdsein quält sie — sie möchte sich ganz hingeben und fühlt doch den inneren Zwang, alles Fremde abzuweisen und sich ganz in das eigene Wesen zurückzuziehen.

Aus dieser Zeit des Kampfes gibt es nicht viele Gedichte. Man fühlt es, sie sind aus schwerstem Erleben gewachsen und der ringenden Seele leidvoll entsprungen:

„Immer stiller werden meine Gänge . . .
Immer tiefer zu mir selber schreitend
hör ich in den Lüften, mich begleitend,
einer innern Welt geschlossene Melodie.“

Tod des Gewesenen bringt Neugestaltung des Werdenden. Man fühlt es: hier ist einer jener glücklichen Menschen, die aus der Landschaft und der Stille kommen, die in sich das Gefühl einer Heimat tragen und damit eine ganz innerliche Einsamkeit und Ruhe, die immer wieder Quelle wird zu neuer Kraft, zu neuem Werden. Sich-selbstfinden wird zur weltabgelösten Seligkeit. In dem Gedicht A-moll klingt es jubelnd aus:

„Gelöst liegt der Knoten, vor Eurer Bitte
rauschend der letzte Vorhang fällt,
und mit staunendem sel'gem Erkennen
grüß ich die Fülle der eigenen Welt.“

Und doch ist diese eigene Welt noch kein Ziel. Einem so mythischen Menschen ist die eigene Seele doch nur Stimme des höchsten Wesens — und wem dieser Ruf ertönt, der geht ihn zu Ende. Als Kind des Ostens, der schlesischen Erde, die uns die herrlichsten Mystiker geschenkt hat, wird sie zu einer Gottsucherin. Das Leben wird ihr zu einem ganz in Gott verslochtenen, in ihn mündenden Weg. Aus dem Pietismus, der ihre Kindheit verdüsterte, zum Leben entflohen, ist die Ueberwindung und Vergeistigung desselben doch nur ein anderer tieferer Weg, der weder Sünde noch Buße fürchtet, zu der innigsten Vereinigung mit dem göttlichen Geist. Dies verleiht jeder Tat und jedem Erleben seinen tiefen Sinn. Klare und vor sich selbst objektive Erkenntnis läßt sie über diesen Weg sprechen:

„Eine Last trag ich auf meinem Rücken
 eine dunkle schwere Not,
 und deshalb in Deine Erde drücken
 meine Füße sich so tief, mein Gott.
 Doch ich fühl an meinem Herzen
 immer, Gott, Dein gütiges Verstehn,
 und aus meinen Schmerzen wachsen
 Taten, die im Blut entstehn.
 Schwer dann, aus dem suchenden Begreifen,
 mit dem ich mich liebte hin zu Dir,
 will mir fruchtgleich ein Erkennen reifen,
 daß Dein Wille ruht in mir.
 Schultern schufst Du, Lasten drauf zu legen,
 daß der Fuß so tief im Staube hier
 trag mein reinstes Wollen Dir entgegen,
 und ich komme erdbereift zu Dir.“

Noch ist ihr Leben und Schaffen erst im Beginn. Denn, eine wahrhafte Frau, ein suchender Mensch, eine Dichterin sein, heißt: zu vielen inneren Kämpfen gewappnet sein. Aber solchen Frauen ward zugleich die Kraft, zu sich selber und zu Gott zu finden und sich von aller Qual durch das Wort zu erlösen. Und dieses Wort wird dereinst ihr Geschenk an uns und Besitz des Volkes werden.

Ueber allem . . .

Ueber allem, was die Erde kennt,
 über allem, was ein Name nennt,
 stehst du.

Soll ich dich nennen,
 wo meine Seele dich meint,
 schönsten Erkennen
 uns Ferne eint?

Wozu der Name,
 wozu des Wortes kaltes Kleid
 trinkt meine Seele doch
 rein deine Wesenheit.

Warum Brücken, die zueinander führen,
 wenn ich tief in mir dein Sein darf spüren?
 Wozu Worte umeinander neigen,
 wenn ich ruh in deines Wissens Schweigen?

Alles, was außen ist, bindet an Zeit, ach, an Zeit!
 wir aber fanden in uns lächelnde Ewigkeit.

Margrit Heuser

Birkenbaum

Steht ein kleiner Birkenbaum
draußen auf der Heide.
Weißt du noch, weißt du noch, Birkenbaum,
weißt du noch all die Freude?

Surre furr ging der Abendwind,
als wär'n Englein in deinen Zweigen,
lag ich ein selig lachendes Kind
in deinem atmenden Schweigen.

Tauchten sacht deine Blättchen herab
bis auf meine Lippen,
in den Abendhimmel hinein
sah ich sie schaukeln und wippen.

Flüsterten heimlich wir zwei zusamm'
Birkenbaum, weißt noch, wovon?
Verrats nicht, verrats nicht dem Winde, der weht,
und nicht der hellen Sonn'.

Verrat nicht unsre Heimlichkeit,
die uns beiden ganz allein,
verrat nicht mein rotes, warmes Blut,
meiner Jugend Törichtsein.

Margrit Heuser

Begegnis

Das Jahr ist wund und ringt um seinen Gang,
es liegt ein Alp rings in der dumpfen Luft.
Das Wort erhebt sich aus der Brüste Gruft
in siechem Flug, gelähmt und nächtebang.

Es hängt ein Weinen in dem stillen Jahr,
das jedes Lächeln auf der Stirn verwischt.
Die Heiterkeit auf schwerer Lippe lisch,
gleich einer Kerze, die bei Toten war.

So bergen sie den Gruß in scheuer Flucht,
sie wissen um den nahen Morgen nicht
und beugen in die Schleier das Gesicht,
indes das Licht sich formt wie eine Frucht.

Und doch geschiehts, daß eine weiche Hand
mit stiller Sprache wortlos Halt gebeut
und jungen Tag rings um den Müden streut,
daß Jubel wurde an der Leere Rand.

Manfred Sturmann

Rundschau

Winterbilder aus der Ostmark

Von Fritz Braun

Es ist ein eigen Ding um den ersten Schnee! Das Kind begrüßt ihn mit Jubel und kann sich gar nicht satt daran sehen, wie die weißen Flocken so still und schier behutsam herunterkommen, wie sie nun innehalten in dem matten Fluge, als ob sie anderen Willens geworden wären und wieder zum Himmel zurückkehren möchten, um dann, kurz entschlossen, weiterzufliegen, bis sie sich zu ihren Schwestern auf das mittlerweile schon ganz weiß gewordene Fensterbrett legen.

Dem Manne kommen bei solchem Anblick ganz andere Gedanken. Gerade der erste Schnee erinnert ihn an den stillen und doch unaufhaltsamen Gang der Zeit. Deutlicher als sonst heben sich dann die bunten, seligen Lenzge seiner Jugend von dem wehmütigen Hintergrunde des dämmerigen Wintertages ab, und bang' zittert das Dichterwort durch seine Seele:

„Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist!“

Setzt euch mit mir an ein Fenster der Danziger Frauengasse, wenn ihr den ersten Schnee in der rechten Stimmung begrüßen wollt! Tagsüber klatschte böiger Regen gegen die Scheiben, der die Luft stark abkühlte. Nun, am Abend, da der rege Wind zur Rüste ging, wurden aus den peitschenden Tropfen große, weiche Schneeflocken, die stet und still herniederrieseln.

Auch gestern saß ich an dieser Statt, aber da umspielte goldiger Abendglanz die Dachfenster und Giebelzierden, und die Gedanken gingen ins Weite. Heut sind sie wie gebannt an das enge Gehäuse des schmalen Gäßchens, und wenn sie sich von einem Fenstersims losgerissen haben, kommen sie nur bis zum Wasserspeier des nächsten Beischlages. Und dabei wird uns klar, wie eng diese Steine und das Menschenschicksal miteinander verbunden sind. Wir hören spielende Kinder am lauen Frühlingsabend auf den hohen Beis schlägen jauchzen, sehen geschäftige Hände bunte Läufer spreiten, um dem jungen Ehepaar den Weg leicht und die Stiege recht zu machen. Aber wie bald kommt der Tag, da der schmale Treppenschacht den schwarzen Schrein nicht durchlassen möchte, in dem man den Familienvater hinaustragen muß, da die alte Treppe unter den groben Stiefeln der Träger ächzt und stöhnt, daß der harte Ton schauerlich in die Seele des Weibes, durch die Herzen der Kinder dringt!

Doch die düsteren Gedanken gehen so rasch, wie sie kamen, denn der Schnee fällt so sacht, flockt so weich. Und von dem Rathhausturm grüßen die Glocken gar tröstlich: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“

Noch manch liebes Mal wirbeln die Flocken, schwindet wieder die weiße Decke, bis der harte Winter für Wochen und Monate

seine Herrschaft begonnen hat und die weiten Wälder der Ostmark sich in eine weiße Wunderlandschaft verwandeln konnten.

Winternacht! — Wie zweideutig ist doch dieses Wort! Klingt es an unser Ohr, so hören wir den Sturm heulen, hüllt sich die Erde in Finsternis, sucht das lüchthungrige Auge vergebens die hellen, die verheißungsvollen Sterne. Aber bei demselben Wort denken wir auch an die erhabene Größe der winterlichen Mondnacht, an den lichtfunkelnden Schnee und das von tausend Diamanten blizende Gewand, in dem zu solcher Stunde die Winterfee über die weltentlegene Lichtung des Waldes schreitet.

Den Zauber solcher Winternächte habe ich nirgends so tief empfunden wie in dem prächtigen Seen- und Waldrevier Deutsch-Enlaus, wo ich nur vor die Thür zu treten brauchte, um die eindrucksvollste Winterlandschaft mit einem Blick zu umspannen.

Alle Dichter preisen den Mai, weil er den wintermüden Menschenkindern den Wanderstab in die Hand zwingt. Ob sie dabei nicht anderen Jahreszeiten unrecht tun, die uns mit ebenso unwiderstehlicher Macht in die Ferne locken? Niemals überkommen mich Wanderlust und Südländsehnsucht mit solcher Allgewalt, wie am sonnigen Herbsttag, wenn die klare Luft hinter blauen Strömen und bunten Waldbügeln dem suchenden Blick ungeahnte Fernen öffnet; und funkelt im kalten Mittwinter der lichtgrüne Sirius über dem hellgrauen Waldrain, der hinten, ganz hinten das schimmernde Schneefeld begrenzt, so kann ich gar nicht anders, ich muß nach Hut und Mantel langen und mir neue Frische erwandern, Frische und Kraftgefühl.

Und so hell und klar wie heut war es in diesem Winter doch noch nie! Scharf zeichnen die hochkronigen Linden der Heerstraße ihr feines Astwerk auf den schimmernden Erdboden. Noch fünfzig Schritt, dann überschauen wir zur Rechten die Eisdecke des Geserich, hinter der die Ackerflur des Großen Werders sanft emporsteigt. Vor uns aber erstreckt sich das Waldufer in unabsehbare Fernen. Hier, wo seine Silhouette in sanften Bögen steigt und fällt, bestimmen kahle Laubbäume diesen Umriss, dort hinten aber, wo die Linie zackiger wird und fast einer Säge gleicht, reiht sich Fichte an Fichte.

Der alte Hochwald wirft seinen Schatten noch ein Stück auf die beschneite Eisdecke des Landsees. Aber ist das wirklich Schatten? — Drückten wir uns nicht richtiger aus, wenn wir sagten, es sei dort nur weniger hell? Sogar dieser hellgraue Schatten ist wie gesättigt von Licht und heller noch als der Waldrand selber, dem die Schneetracht der Fichtenzweige doch gleichfalls als eine lichte Gewandung dient.

Und sieht es nicht wirklich so aus, als hätte das Licht, das strahlende Licht der mittwinterlichen Vollmondnacht, das Kunststück zuwegegebracht, sich auch noch in des Hochwaldes lauschige Dickichte hineinzuschieben? Mit derselben Sicherheit wie am Tage folgen wir dem Weg zwischen den hohen Fichten, die ihm durch den Mischwald der Haseln und Weißbuchen ein stolzes Geleite geben. Nur wenn das Barometer steigt und der Frost zunimmt, glänzt das Mondlicht so silberweiß, eignet dem Schatten der Nadelbäume dieser zarte, lichtgraue Schimmer. Schlägt der Wind um, bekommt der Mond seinen „Hof“, so glauben wir uns mit einem Mal in eine

ganz andere Welt versteht, die sich von der früheren unterscheidet wie mattgraues Eisen von blinkendem, Lichtfunken sprühendem Stahl.

Doch nun wollen wir rechts abbiegen. Noch hundert Schritt, und wir stehen in einem lauschigen Grund, wo himmelhohe Fichten eine rundliche, kaum fünfzig Schritt breite Waldwiese umhegen.

Wie still es hier ist! Und so hell, als wollte das enge Gehäuse überfließen von der Fülle des Lichts, das still und stet zu ihm herniederströmt. Unter uns schimmert der Teilsch der weißen Schneedecke, um uns herum träumen die lichtgraublauen Waldbäume, und über uns, an dem hohen, hohen Himmel, glänzt der goldene Mond. Am dämmerigen Herbstabend war es hier gar düster und kellerig; heute spüren wir kaum noch, wie eng das Gehäuse ist. Geborgen fühlen wir uns, aber nicht gefangen. Uns ist zumut, als hätte unsere Seele Flügel bekommen, die wir bloß ausbreiten dürften, um nur im Traum geahnte Höhen zu erschließen.

Aber nicht überall ist diese tiefe Ruhe ein Kennzeichen des ostmärkischen Winters, mag auch das Barometer noch so hoch stehen und kein Windhauch den Schneepuder von dem Gezweig der Bäume herabstäuben. Um das zu erkennen, braucht ihr nur am sonnigen Mittag mit uns auf der Graudenzener Weichselbrücke zu rasten. Weit hin fliegt unser Blick durch die winterklare, kalte und doch rosig durchsonnte Luft, nordwärts bis zu den schwarzgrauen Höhen der Bingsberge, die hinter der Feste Courbière trotzig ins Weichseltal vorspringen, und südwärts bis dahin, wo grauer Dunst, der über dem Weichselufer lagert, uns den Platz der alten Bischofsstadt Culm verraten hat.

Wär's nicht so kalt, so könnten wir stundenlang dastehn und dem Spiel der Schollen zuschauen, die in immer gleichem Zuge unter der Brücke hinweg nach Norden streben. Anfangs verfolgten wir aufmerksam das dumpfe, bald reibende, bald stoßende Geräusch, mit dem sich die rundlichen Schollen aneinander vorbeidrängen; nun haben wir uns schon längst daran gewöhnt und müssen eigens aufhören, um es zu vernehmen.

Desto aufmerkamer verfolgen wir das Spiel der Sonnenlichter auf der weiten Fläche. Hier und da und dort zuckt es hell auf; immer neue Lichtpunkte entzünden sich, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Es ist immer das gleiche und doch immer ein neues Bild.

Und in all der Unrast, in all dem treibenden, stoßenden Drängen ist trotz alledem eine seltsame, schier einschläfernde Gelassenheit. Neigst du dich über das Gitter, um besser in die Tiefe spähen zu können, so siehst du immer neue Schollen kommen und gehen. Alle sind in der gleichen, drehenden Bewegung, bei der sie sich mit einem Rande von zerriebenen Eisbrocken umwallt haben, so daß die Oberfläche des Stroms einer Mondlandschaft mit ihren gewaltigen, wallumzirkten Kratern mitunter recht ähnlich sieht. Anfangs verfolgst du aufmerksam das Spiel der Schollen, dann hebst du das ermüdete Auge und freust dich des rosigen Lichts. Es hüllt die Ferne in so zarte Schleier, daß du die Frage, in welcher Jahreszeit dir diese Stromlandschaft am besten gefiel, kaum raschen Wortes zu entscheiden wagtest.

Doch auch in unserer Ostmark währt der Winter nicht ewig. Blickst du einen Monat später aus dem Fenster meiner Wohnung

im Langfuhrer Königstal zu den Höhen bei Pießkendorf hinüber, so siehst du, daß Frau Sonne sich schon redliche Mühe gibt, der Schneemassen Herr zu werden, welche die Halden noch immer in einen dicken weißen Mantel hüllen. Mittag für Mittag rieseln dort die Wasser, blühend im Sonnenlicht, aber in jeder Nacht überzieht der Frost die weiten Flächen wieder mit fester Eisdecke, die dann in der Mittagssonne wie geschmolzenes Silber leuchtet. Da blüht es nicht hier und da, nicht dann und wann, wie im Schollengedrange der Weichsel, nein, weite, weite Flächen werfen das Sonnenlicht so blendend zurück, daß du die schmerzenden Augen abwendest. Wie mit Licht gesättigt ist die Luft, die über dem Silbergesfunkel zittert. Aufmerksam beobachten wir die Flugspiele der Krähen, die sich hoch über dem Schneefeld in den durchsonnten Lüften tummeln, und immer wieder scheint das Lichtglimmer die dunkeln Pünktchen zu verschlingen, daß wir uns manchmal fragen, ob das wirklich Krähen waren oder nur Lichtpunkte, die uns der überreizte Sehnerv für einen Augenblick vortäuschte.

Nun zieht's auch in der hellen Mondnacht durch den Hochwald schon wie ein Frühlingsahnen, mag auch der Schnee unter den Füßen knirschen und der Sirius noch so überirdisch funkeln und glasten wie im tiefen, tiefen Mittwinter. Die breiten Aeste der Buchen und Eichen haben die Schneelast schon abgeworfen, und aus dem nächsten Tal dringt des Waldkauzes sonderbares Liebeslied zu uns herüber, des wilden Jägers schaurig = schöner Minnesang, hohl und heiser, und dann doch wieder kräftig und frohgemut, wie durchwärmt von heißblütiger Leidenschaft, getragen von unerschütterlicher Zuversicht.

Und dann kommt ein Tag, wo die Eisdecke des Geserich so zartgrün und durchgeistigt leuchtet, als strahlte dort gar nicht mehr das Eis, sondern der freie Wasserspiegel selber die lichte Farbe des Frühlingshimmels wieder. Auf dem Scheunendach aber predigt die Haubenlerche: eine klangvolle Strophe reiht sich an die andere, feierlich und gehalten im Ton, als ob Dank und Sehnsucht sich in einem großen Frohgefühl erneuerten Lebens einten. Morgen oder übermorgen ist der Sänger vielleicht schon aus seinem Winterquartier verschwunden und sucht weit draußen, im Blachfeld, am Chaussee-graben nach einem Plätzchen, das sich zur Wiege der Kinder zu eignen scheint. Dann spannt sich über den grünen Wintersaaten und braunschimmernden Feldhecken ein Sternenhimmel von Gesang. Ungezählte Feldlerchen hängen im lichten Blau und verkünden dem kleinen, am Boden haftenden Menschen, daß ein Held in die Ostmark einzog, der dort ebenso gnadenreich und wonnesam waltet wie nur irgendwo in deutschen Landen, der junge Frühling.

Aus der Heimat des Elchs

Von Fritz Jencio

Wie viele schweifen in die Ferne und kennen nicht die Eigenart und Schönheit der engeren Heimat. Und wieviel kann man aus der unverfügbaren Fundgrube heimischen Lebens schöpfen und welche herrliche Naturlaute der Heimat belauschen.

In einem großen Neß von Flußläufen endet der jetzt nur zur Hälfte deutsche Memelstrom. Die andere Hälfte weist uns nach dem

Ausland Litauen. In diesem Netz dehnen sich die endlosen Erle=wälder mit ihrem Urrecken, dem Elch, aus. Das ist der litauische Spreewald. Diese Wasserläufe bieten bequeme Wege zu dem Innern der urwaldähnlichen Forst. An einer romantischen Stelle liegt das Jagdschloß Pait. Um es auf dem Wasserwege erreichen zu können, würde die Mündung des Inseflusses durch zwei weit ins Haff eingebaute Molen eingefast. An diesem Insefluß entlang zieht sich $1\frac{1}{2}$ Kilometer das Dörfchen Inse. Es zerfällt in das rechts vom Strom gelegene Alt-Inse und das links gelegene Groß-Inse. Die Bewohner beider Ufer können nur auf dem Wasserwege zueinander gelangen — ein nordisches Venedig. Eine Kirche ziert das Dörfchen. Der Litauer ist sehr fromm. Keinen Sonntag versäumt er seinen Kirchgang. Bei aller Frömmigkeit ist er aber sehr abergläubisch. Die Sage erzählt, daß vor gar nicht langen Jahren eine Eiche in Inse gestanden hat, unter der besondere Gebete zu den Heiligen verrichtet wurden. Der Pfarrer des Dorfes ließ diesen heiligen Baum, wie einst Bonifazius, fällen. Da hatte er aber die Wut der fanatischen Gläubigen in einem solchen Maße auf sich geladen, daß man ihm nach dem Leben trachtete. Ueber Nacht mußte er flüchten und kam nach dem Dorfe Kallningken, wo er hier den Grundstein zu der jetzigen Kirche in diesem Dorfe gelegt haben soll.

Hier, wie auch in den anderen Fischerdörfern, gab es vor ihren Eindeichungen keine fahrbaren Wege. Zu jeder Tätigkeit wurde der Kahn verwendet. Weder ein frohes noch ein trauriges Familienfest konnte vorübergehen, ohne daß dabei ein Kahn benutzt wurde. Es ist ein erhebender Anblick, wenn solch eine Flottille von laubgeschmückten Kähnen, 40 bis 50 an der Zahl, mit Hochzeitsgästen in buntesten litauischen Gewändern die spiegelglatte, dunkle, tiefe Flut schneidet und vor dem schlichten Kirchlein Aufstellung nimmt. Ein anderes Stimmungsbild: Die Ueberreste eines ergrauten, ehrenwerten Fischers, der in seiner Gemeinde in großem Ansehen stand und auch in weitem Umkreise sehr geachtet wurde, werden zu Grabe gebracht. Auf einem großen Kahn ist seine Leiche aufgebahrt; der Pfarrer besteigt als erster denselben, ihm folgen die nächsten Angehörigen. Die Trauerflottille, Kahn an Kahn gereiht, setzt sich in Bewegung. Das Trauergefolge stimmt Klagelieder an. Tief melancholisch ergreift der litauische Gesang den Beobachter. Weite Strecken muß der Trauerzug oft unter dem schützenden Blätterdache der die Fahrstraße umsäumenden Wälder zurücklegen, bis er die Friedensstätte erreicht. Reste der Diluvialzeit, bestehend aus sandigen und kiesigen Hügeln, die oft eine Höhe von 5 bis 6 Metern erreichen, bilden die Ruhestätten dieser Bewohner. An jeden Hügel knüpfen sich Sagen, die von Kampf und Liebe, von Spuk und Heren erzählen. Es gibt auch noch höhere Hügel bis 15 Meter. Diese heißen „Pilis-kalus“, gleich Schloßberg, weil nach dem Glauben der Bewohner auf jedem dieser Berge ein Schloß gestanden habe. Diese Stätten sind mit kraftvoll zum Himmel steigenden Kiefern bewaldet. Ein tiefer Friede spricht aus solcher Stelle und gibt uns selbst Frieden, Frieden vor aller Alltäglichkeit und ihren Sorgen. Ein Hauch der Erhabenheit der Natur trifft auch uns, die wir auf einer solchen Stätte weilen, wir träumen uns hinein in das Reich der Unendlichkeit. Mensch und Welt erscheinen uns in neuem Licht. Klein kommen wir uns vor, groß erscheint uns die Welt, deren

Pulsschlag wir zu spüren meinen in der Stille, der Würde und Erhabenheit dieses die Toten schirmenden Waldes.

Vor der Eindeichung des Memeldeltas gegen den Haffrückstau hat jeder stärkere Wind aus nördlicher bis westlicher Richtung eine Ueberflutung des niedrigen Gebiets erzeugt, die oft mitten im Sommer wochenlang andauerte und sich mehrfach wiederholte und nur zu oft Heu- und Grummeternten vernichtete.

Gewöhnlich zweimal im Jahr glich die tiefe Niederung einem unendlichen See, aus dem die vorhin erwähnten Hügel, Dörfer und Wälder wie Gespenster herausragten. Trat nun leichter Frost in dieser Zeit ein, der die weite Wasserfläche mit einer dünnen Eisdecke überzog, die zu schwach war, um Menschen oder Schlitten zu tragen, aber doch zu stark, um einen Kahn durchzulassen, so hatten die Bewohner den „Schaktarp“ (zwischen den Aesten), den Ernst Wichert in seinen „litauischen Geschichten“ so anschaulich geschildert hat. Jeder Verkehr mit den fernen und näheren Nachbarn hörte dann auf. Keine Post, kein Markt, kein Friedhof konnte erreicht werden. Wochenlang harrten die Leichen der Beerdigung. Wohl dem, der in dieser Zeit einen genügenden Vorrat an Lebensmitteln im eigenen Heim aufbewahrte. Das war eine schlimme Zeit, die immerhin die Schuljugend mit ungemischter Freude herbeiwünschte.

Der Schaktarp ist auch der schlimmste Feind des Elchs, hauptsächlich der Elchkälber. Die Tiere brechen ein und können nicht auf die Eisfläche zurück, weil sie stets zerbricht, und müssen schließlich zugrunde gehen. Es kann dann vorkommen, daß kein einziges Kalb am Leben bleibt, und was sich etwa noch retten konnte, das ist meist sehr entkräftet, es verendet entweder an Nachkrankheiten oder erliegt der Rachenbremse. — Im Jahre 1905 fand man auf einem Hügel der Oberförsterei Tawellningken 19 Elche tot vor.

Um den Elch in seiner Urwildnis kennen zu lernen, ging die Wasserreise unmittelbar bis zum Jagdschlosse Pait. Die selten interessanten Eindeichungsarbeiten der Fischerdörfer waren vor jenen 20 Jahren mitten in der Ausführung und gewährten viel Schauenswertes. Die Fahrt auf dem Paite-Fluß, an dem das Jagdschloß liegt, gehört zu den malerischsten im Memeldelta. Die wunderbarsten Panoramas eröffnen sich dem Auge. Das tiefe Wasser dieses Flühchens wird eingerahmt von düsteren Erlenwäldern, die oft bis dicht ans Ufer heranreichen und sich in den dunklen Fluten spiegeln, meist aber hellgrüne, saftige Wiesen vorgelagert haben. Die Ufer sind besetzt mit hellem Schilfgras, hohem Rohr oder tiefgrünen Rohrkolben oder schwankenden Binsen. Und aus der dunklen Flut heben zarte, gelbe Blüten der Mummel ihre Häupter. Dazwischen leuchten die schneeweißen Seerosen und nicken melancholisch, wenn die Welle des Schiffskiels ihren Standort erreicht. In so großer Zahl steigen sie aus tief verborgenem Grunde zur spiegelglatten Oberfläche empor, so daß sich auch der nüchternste Sinn dem märchenhaften Zauber nicht entziehen kann.

Das Jagdschloß Pait war erreicht. Still und träumerisch lag es vor uns. Es ist in seiner Bauart und seiner Ausstattung viel schlichter als das in der Rominter Heide. Man ist fast von seiner Einfachheit enttäuscht. Es ist ja auch nur das Dienstgebäude für den Revierförster, dem sich nach dem südlichen Flügel einige Fürstengemächer anschließen.

Der Revierförster in Pait bewirtete uns in liebenswürdigster Weise. Nach langer Wasserfahrt schmeckte ein Schluck vom Fürstenwein bei angeregtester Unterhaltung gar prächtig. Da uns der Förster versprach, bestimmt einen Elch zu Gesicht zu bringen, so ging es einen Kanal entlang bis zur nächsten Wildkanzel. Ueber die Kanäle, die den Wald durchfurchen, sind an einzelnen Stellen Brettersteige gelegt, damit die Elche leichter hinüberwechseln können. Tiefschwarz ist das Wasser in diesen Waldkanälen, ihre Ränder sind von hohen Binsen und Vergißmeinnicht eingekränzt. Es gibt ein Bild von unendlichem Zauber, wenn die Sonne goldiggrüne Reflexe in ihnen aufleuchten läßt und die Blätter der Bäume sich in der Flut spiegeln, zittern und flattern, und die Märchenpracht dieses verwünschten Waldes funkelnd entschleiert. An den Schneisen, die sich an den Gräben entlangziehen und die eigentlich die einzige Möglichkeit bilden, in den Wald einzudringen, stehen häufig Wildkanzeln zur Beobachtung des Wildes. Von ihrer Höhe herab genießt man einen herrlichen Blick über das gewaltige grüne Blättermeer des Waldes bis zur schimmernden Fläche des schilfbewachsenen, grauen Haffes. Ganz in der Ferne sieht man die Nehrung, wohin der Elch nicht selten wechselt, teils im Winter übers Eis, teils im Sommer, das 15 km breite Haff durchschwimmend.

Der Elch, dieser Recke aus Urzeiten, dieses stolze Naturdenkmal, der sich vor andringender Zivilisation in Moor und Einsamkeit zurückgezogen hat, hatte in diesem langen harten Winter große Not zu leiden. Um sich Nahrung zu suchen, verließ er sein Revier und drang bis hart an die benachbarten Gehöfte der Gemeinden Pokallna, Skirwietell und Warruß, wo großer Schaden verursacht wurde. Die hungrigen Tiere ästen nicht nur das Weidengefträuch, sondern auch die jungen Triebe der Weidenbäume ab. Sogar die Obstgärten wurden von ihnen heimgesucht, so daß sich die Besitzer kaum durch Hunde der Tiere erwehren konnten.

Die Elche sind ungeheure Baumschädlinge. Man muß dies mit eigenen Augen gesehen haben, um es recht zu verstehen. Geradezu Erstaunliches leisten sie im Abrinden der Bäume. Wie Meißel seht der Elch die scharfen Schneidezähne ein, schält ein Stück Rinde los, packt es mit der rüsselförmigen Oberlippe und reißt nun mit einem gewaltigen Ruck des Kopfes nach oben ein langes Stück Rinde herunter, um es behaglich zu verzehren und dann dem Nachbarbaum ein gleiches Schicksal zu bereiten. Bei meinen Bereisungen der Elchgebiete sowohl in den Ibenhorster Forsten als auch des Rossitter Waldes auf der Kurischen Nehrung habe ich viele solcher geschälten Bäume gesehen.

Dann habe ich oft darüber nachgedacht, warum wohl der Elch verurteilt ist, solch gewaltige Geweihlast herumzutragen. Die großen Schaufeln braucht das Tier sowohl zur Vermittlung seiner Ernährung als auch zur fürchterlichen Waffe. Mir will nicht ganz einleuchten, warum die Natur hier mit solcher Ueppigkeit hervortritt. Eine gefährlichere Waffe besitzt der Elch in den stahlharten Hufen seiner sehnigen Beine. Mit diesen trommelt er unbarmherzig auf den Gegner los. Der Förster vom Jagdschloß Pait, dem ich meine Elchwissenschaft zum großen Teil zu verdanken habe, erzählte, wie sein wertvoller Jagdhund von einem wütend gewordenen Elch in wenigen Minuten zu einer formlosen Masse zerstampft war. Auch schilderte

er den Kampf eines Rinderstiers mit dem Elch, bei welchem der Stier den kürzeren zog. Zur Brunstzeit statten die Elchbullen hin und wieder mal einer weidenden Kuhherde Besuche ab, in der ganz offensbaren Absicht zur Führung des Paarungstriebes.

Nach Angabe des Försters erfordert die Elchjagd wenig Scharfsinn und körperliche Anstrengung. Sie findet daher bei echten Jägern keinen sonderlichen Geschmack. Wenn sie dennoch ein Vorrecht hochgestellter und fürstlicher Personen bildet, so ist das in der Seltenheit des Jagdtieres begründet. Alljährlich wurde der Abschluß von Elchhirschen, meist ein bis zwei durch das Landwirtschaftsministerium oder durch Kabinettsorder an solche hohe Potentaten verliehen. Einstweilen ist ein Elchjagdverbot bis zum Jahre 1925 in Kraft. Leider richten sich die Wilddiebe nicht viel nach solchen Verboten.

Um dieses verbrecherische Treiben von Wilddieben einzudämmen, wird die Durchführung scharfer gesetzgeberischer Maßnahmen dringend erforderlich. Zu dieser und auch anderen Maßnahmen reichen leider die Gelder nicht aus. Wir sind arm geworden. Mögen es unsere Nachkommen erleben, daß es dem Staat vergönnt sein möchte, die Elchreviere in einen Naturschutzpark umzuwandeln, wodurch ihr Bestand für alle Zeiten gesichert sein würde!

Tagebuchblatt

Von Paul Burg

Wir müssen alle viel lernen, ehe wir wieder rechte Deutsche werden. Unsere Jugend muß uns der Staat in seinem Heere wieder erziehen; alle Väter, Mütter, Mädchen sollen wieder stolz sein auf ihre Schmucken, wohlgezogenen und geradgewachsenen Söhne, Brüder und Schätze. Ohne Soldatenzeit verlumpt unsere Jugend. Und wir alle miteinander müssen wieder einfach und ehrlich werden! Durch Arbeit, nicht durch Erbteil werde, was du bist! Wie vermessen, viel in der Welt gelten zu wollen, weil unsere Baumeister Luther, Goethe, Bismarck Weltruf haben — wir sind nun ein kleines, armes Volk geworden, dem ein großer Kriegeruhm lange Zeit hinderlich sein wird, für ein friedliches Volk zu gelten. Die Welt herrschaft werden andere behaupten; Morgenland und Abendland — alles wird vielleicht einst vertauscht und Deutschland darin zeitweilig nur eine Provinz. Aber wir sind und bleiben doch ein Volk, durch seine Geschichte und Geisteskräfte geädelt, durch seine Sprache in sich gebunden, ein Salzkorn Gottes im All. Unserem Berufe als Volk sollen und wollen wir gerecht werden. Und mögen sie uns spottend die Nation der Dichter und Denker schelten, wir wollen uns bewußt halten, daß auch unsere Ehre darin besteht, Herzkammer der Welt zu heißen.

Meint ihr, daß die Welt des Deutschen je vergäße? Mit Achtung nennt man ewig Rom und Griechenland, nennt das armgewordene Hispanien, in dessen Lande einst die Sonne nicht unterging — man wird für alle Zeit mit noch mehr Achtung von den Deutschen sprechen, von den Germanen, die eine eichene, knorrige Stufe sind auf der Ewigkeitsleiter der Nationen. Und bist du Einzelner selber nur ein Wassertropfen, hingesprüht vom launigen Wind an den

Rand des Ozeans, auch in dir wirft das Sonnenleuchten einen tausendfachen, farbenbunten Widerschein und macht den Weltenwanderer auf eines Augenblickes Dauer lächeln, wenn sein Auge dein buntes Leben streift. Lächle und sei deines Daseins glücklich, du Menschlein, winzig Wassertröpfchen am Ozean der Ewigkeiten, der du selber Welten widerspiegelst.

H. F. Blunck, der Dichter Hamburgs

Von Kurt Siemers

Nicht viele Dichter tragen das Bewußtsein ihrer Stammeszugehörigkeit so ausgeprägt in sich wie Hans Friedrich Blunck, der Dichter Hamburgs, dessen Namen der Leser an dieser Stelle des öfteren begegnet. Dies Blutsempfinden trägt der Dichter Blunck in der Brust wie einen Kompaß, der seines Schaffens Richtung untrüglich weist. In Blunck lebt, träumt und treibt das Blut des niederdeutschen Volkes, seines Volkes, das Sagen sinnt und der Kindheit urehrwürdige Märchen im ewigen Kreislauf aus der Tiefe immer neu heraufsteigen läßt, und es wird ein Raunen und Flüstern, ein Singen und Sagen, Horchen und Deuten. Der Dichter im höchsten Sinne ist nur ein Stück seines Volkes, das im Urgrunde seines Seins alte Sehnsüchte sinnt und heldische Mythen Gestalt werden läßt. Die Sturmmelodie des Nordmeers rauscht durch Bluncks Dichtungen, der herbsüße Duft des nordischen Sommers weht uns daraus an, und wir fühlen uns diesen Menschen seltsam verwandt, als seien sie uns schon begegnet. Denn Niederdeutschlands große und erhabene Seele spricht zu uns aus Bluncks Büchern.

Gewaltig und erschütternd hat das Dithmarscher Bauernblut Bluncks bei ihm inneres Erleben und künstlerische Formung bestimmt. Er ward zum Dichter der über das Meer nach neuen Welten ausschauenden Sehnsucht, die auch Leben und Dichten seines Landmannes Hebbel bestimmte; freilich empfand Hebbel den Riß in der Welteinheit tragischer, weil er nicht seinen Frieden mit Gott machen wollte. —

Der heute erst 36jährige Dichter ist in Altona geboren und mit Holstein und Hamburg unlöslich verwachsen und verwurzelt. Als Referendar schrieb er seine ersten Skizzen, die durch treffende Charakteristik des holsteinischen Menschen und der Landschaft den Verständnis- und Geschmackvolleren im Lesepublikum auffielen. Der Novellenband „Feuer im Nebel“ zeigte einen kraft- und verheißungsvollen Anlauf des werdenden. Man sah: hier bastelte kein schreibseliger Mähdler, hier gestaltete ein Könnner blutvolles Leben. Heimat und Landschaft waren Blunck ja das große unversiegbare Erlebnis, aus dem er schöpfte und schuf. Das Jahr 1916 trug den Namen Blunck über Niedersachsens engere Bezirke in das literarische Deutschland hinaus. „Totentanz“ und „Peter Ohles Schatten“ zeigten Blunck über das Format eines qualifizierten Heimatschriftstellers noch weiter hinausgewachsen. Bei Eugen Diederichs in Jena erschienen die stahlblanken eisenklirrenden Verse „Sturm überm Land“. Neben Versen, mit hartem Griffel wuchtig hingesezt, finden wir liedhafte, heimlichfrohe Romantik, aus starkem rhythmischen Empfinden quellend:

„Nacht lag überm Liebelsfried.
 Von den dunklen Paaren
 klingt im Trab das Reiterlied
 schleswigscher Husaren.

Nur die Scheide brennt und klingt.
 Rot die Schattenflüge.
 Aug in Aug ein Leuchten dringt
 tief entschlossener Züge . . .“

Ernst, stark und zukunfts kräftig formt sich das Erlebnis Krieg:

„Und als das Volk zum Kampfe stieg,
 sieben Köpfe hatte der Krieg,
 die Stürme sieben Kammern.
 Herr Gott der Deutschen, gib uns Kraft,
 es muß dein' fromme Bruderschaft
 eine neue Erde hammern.

Ein' Erde stark, ein' Erde jung,
 ein Ackerland voll Saft und Dung
 aus Schnee und Wüste klären.
 Vieltausendfach ist rings die Welt,
 Traum ward die Zeit, die rückwärts fällt,
 ein' neue kommt voll Ehren.“

Das Gefühl der Stammesverwandtschaft mit den Vlamen bricht durch. Der vlaamschen Deern gilt der Zuruf: „Lat du de Waalschen sin; büst doch min Blot!“ In Brügge ist Blunck im Sinne der vlämischen Anschlußbewegung tätig; den Brüdern vom Niederland fühlt sich der Dichter durch Blutsbande eng verbunden. Für ihn gilt das Wort: Rasse ist Schicksal!

Die Gedichte, die jetzt bei Georg Müller neu erschienen, entzücken durch eine tiefe, gedämpfte Farbigkeit:

„ . . Und alle Wälder glänzen
 aus dunklen Kleidern übers Land,
 die dunklen Wege glühen,
 als seien Wege von Feuer gespannt.
 Und Glocken klingen ins Dämmern,
 wie von Pokalen ein Widerschall,
 als tränken junge Berge
 der Erde zu Gast aus buntem Kristall.“

Es bleibt ein Verdienst des alten Hamburger Senats, daß er Hans Friedrich Blunck 1917 auf Grund seiner literarischen Tätigkeit als Verwaltungsjuristen an Hamburg gefesselt hat. In der Muße, die der Beruf ließ, entstand jene gewaltige Hamburgische Roman-Trilogie, die nunmehr fertig vorliegt, die man als Niedersachsens bedeutendstes Prosa-Epos ansprechen muß. Man kann nach diesem Werk, das nach dem Krieg entstanden ist, Blunck nur dem Oesterreicher Georg Kolbenheyer an die Seite stellen. Wer Kolbenheyers „Amor Dei“ oder „Die Kindheit des Parazelsius“ kennt, ersieht hieraus die hohe Wertung, die für Blunck gefordert wird. Diese be-

zwingende Sprachgewalt, diese ungewöhnliche Bildhaftigkeit des Ausdrucks findet man ähnlich nur bei Kolbenheyer wieder. Es galt für Blund, einen eigenen Stil zu finden; der heimatgeschichtliche Stoff erforderte besondere, eigentümliche Darstellungsmittel. Von Band zu Band ist der Dichter auch in der Darstellung an seinem Werke gewachsen, wie sich an dem zeitgeschichtlich frühesten, aber zuletzt erschienenen „Stelling Rotkinnsohn“ deutlich zeigt. Der zuerst erschienene Teil „Hein Hoyer“ ist die Geschichte eines Staatsmannes und Soldaten; der Roman wächst zu einem niederdeutschen mittelalterlichen Hansekulturbild. Diesem Buche von Herren, Hansen und Hagestolzen folgt als zweiter, in sich geschlossener Band die Mär von dem gottabtrünnigen Schiffer „Berend Fock“, dem Schiffer und Phantasten. „Stelling Rotkinnsohn“ endlich ist der niederdeutsche Bauer und Grübler, der den Heliand erwartet. Auch dieser Stelling ist ein zwischen Erde und Sternen suchender Wanderer zu Gott. Der Glaube an die alten Götter der Väter ist nur unvollkommen in den Mantel des Christentums gehüllt. Das Bauernvolk der Sachsen unterliegt dem herandringenden fränkischen Feudalismus in langem, zähen und erbittertem Ringen. Die Kreuze des Krist erheben sich auch im Norden, aber die Götter Germaniens sind noch nicht vergessen, und Stelling predigt einen neuen deutschen Heliand. Der Krist, der von Westen kam, hat mehr und mehr germanische Züge angenommen, und zwischen dem alten Wodeglauben und dem wirklichen Christentum vollzieht sich ein innerer Ausgleich. In dem Buch von Stelling dem Witten lebt der brünstige Glaube, daß aus dem deutschen Volk eine die Menschheit erlösende Gestalt kommen wird. So wird es zum leidenschaftlichen Bekenntnis gegen die Prophezeiung vom Untergang des Abendlandes und wird auch damit in eine besondere Stellung gerückt. Wir brauchen solche zukunftsmutigen Bücher, die weit in das Volk dringen und den Glauben an unsere völkische Sendung predigen.

Gegen gewaltige Zeithintergründe hebt sich die bunte Fülle der Gestalten knapp und scharf umrissen ab. Niederdeutschum, Bekenntnis zum Geiste der Stammesart und zum Blut sind Stigmata dieser herben und großen Kunst. Man fühlt eine verborgene Kausalität des Geschehens, besonders im „Berend Fock“, diesem niederdeutschen Faustus-Buche. Mit der Wünschelrute seiner dichterischen Begnadung tut Blund vor uns ein Sesam von Wundern auf; Tiere, Wolken, Bäume, Wind und Sterne erwachen zu traumhaftem Leben und alle Erscheinungen beleben sich zu einer seltsamen Wirklichkeit. Die Landschaft gewinnt als Erlebnis einen zwiefachen tiefen Sinn; Bilder und Vergleiche überwältigen uns in ihrer visionären Steigerung, und das Wort des Dichters wird zur Hand, die magisch ins ungeheure Unbekannte greift. Die Schatten des Unbegreiflichen flackern um alle Dinge. . .

Und die Dinge sind nicht mehr tot; sie sind auch nicht totes Symbol, sondern sie schwingen mit in einem inneren, ewigen Erleben. Wir fühlen uns dem Geheimnis alles Wunderbaren nahe und vermeinen, näher um den Mittelpunkt der Welt zu kreisen. Dieses überwirkliche Schweben zwischen Himmel und Erde in des Dichters Büchern zeigt ihn verwandt mit den deutschen Mystikern und den wirklichen Romantikern. — —

Die „Märchen von der Niederelbe“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena) sind auch aus der rauhen holsteinischen Erde gewachsen. Auch sie sind ein Stück Mythos und damit Dichtung in höchstem Sinne. Das Brüllen der nordischen See tönt aus ihnen; aber es lacht daraus auch behaglich der Schalk niederdeutscher Ulenpiegelei. Der Klau- bauer und die Unterirdischen, die Genger und die Zwerge gehen durch den Alltag der Schiffer und Bauern, und die Hasen- und Groß- stadt schickt gutmütige Gespenster aus ihrem Schoß. Diese Märchen sind nicht kontemplativ-ironisch wie die Andersen's, nicht satirisch wie die eines Swift, oder etwa künstliche Kristalle wie die von Tieck und Novalis oder Wieland. Sie sind aus dem halbverschütteten Wunderbrunnen unseres Volkstums geschöpft; manchmal sind sie hart bis zur Ungefügigkeit, ohne pädagogisch-moralischen Appendix, dann wieder wiegenliedart, immer aber: echt! — Eine unbändige Lust am Fabulieren, ein überquellender Reichtum an Phantasie offen- bart sich in ihnen. Aus Traumerinnerungen der Kindheit wachsen sie auf, in enger Verknüpfung mit dem Leben und Weben der Natur. Für Lesepöbel sind sie freilich nicht geschrieben, sondern nur für einen entwickelten, wirklich gediegenen Geschmack; oder aber für Unbefangene, die reinen und einfältigen Herzens sind. Man sollte sie in Niederdeutschland den Müttern geben, auf daß sie darin lesen und ihren Kindern davon erzählen, die bunten Fäden fortspinnend, die der Dichter aus Ueberkommenem fromm, ehrfürchtig und ge- dankenvoll knüpfte. Die sich zu diesen Märchen erst einmal hinge- funden haben, hüten und lieben sie wie einen kostbaren Schatz, wie ichs von mancher jungen Mutter weiß. — Draußen in Vierbergen, hinter Ahrensburg, zwischen Plaggen und Porst, sind dieses Jahr neue Märchen entstanden, die in absehbarer Zeit auch wieder gedruckt vorliegen werden. — Ein Band Balladen, zum Teil in Plattdeutsch, soll jetzt bei Eugen Diederichs in Buchform herauskommen.

Mir scheint, daß mit der Trilogie und den beiden Märchen- bänden die zweite Entwicklungsperiode in Bluncks Schaffen abge- schlossen sein wird. Ueber seine weiteren Pläne zu sprechen, ist es noch nicht Zeit. Die Märchen wie die hamburgische Trilogie gehören in jedes Haus, wo man sich zu niederdeutschem Stamm bekennt; sie gehören in den Bücherschrank neben Raabe, Storm und Tim Kröger.

Allerdings sind Bluncks Bücher mehr als ein bloßer Zeitvertreib für müßige Stunden. Wer sich aber in sie hineingelesen hat, den lassen sie nicht wieder los; dem spenden sie aus der Fülle strömender, quellender Kraft.

Nietzsche-Gedenkfeier in Weimar^{*)}

Der 15. Oktober d. J., der 80. Geburtstag Friedrich Nietzsches, war vom Nietzsche-Archiv in Weimar zu einer Gedenkfeier auser- sehen worden, zu der die Schwester des Philosophen, Frau Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche, Freunde der Nietzscheschen Geisteswelt und ihres Hauses in großer Zahl geladen hatte. Den glanzvollen

^{*)} Wir weisen auf die Veröffentlichung „Fr. Nietzsches Jünger der letzten Stunde“ (Briefe Peter Gais an Carl Fuchs) in unserer Zeitschrift (V, 5) hin, deren Bedeutung von allen Seiten, auch der gesamten Presse anerkannt wurde.

Mittelpunkt der Feier bildete eine Rede Oswald Spenglers, der in kühnen und geistreichen Gedankenreihen Goethe und Nietzsche in Parallele setzte. Goethe, hineingeboren in ein Zeitalter, dessen Lebensbild dem seinigen ganz konform und von ihm nur kulturell und ästhetisch zu erfüllen und zu erhöhen war, Nietzsche von den Anfängen seiner Entwicklung an unzeitgemäß und innerlich getrieben zum Kampfe gegen die Unform und die vielgestaltigen Mißformen seiner Zeit: den Bildungsphilister, das nivellierende, mechanisierende, naturalistische Prinzip seiner Umwelt, gegen ein stilloses und kulturloses Jahrhundert. Goethe, der letzte große Klassiker, Nietzsche, der letzte große Vertreter der Romantik. Goethe, auch in seinen Dichtungen ganz seiner Zeit verhaftet und selbst in Darstellungen historisch ferner Epochen (Tasso) den Zeitgeist getreu widerspiegelnd, Nietzsche mit dem unstillbaren Hang zur Ferne: im Griechentum, in der Renaissance die Wurzeln wahrer Kultur suchend, die Gegenwart, als seelisches Vakuum, verneinend; für eine späte Zukunft Ideale schaffend und sittliche Forderungen aufrichtend. Goethe, auch in seiner äußeren Lebensgestaltung herkunftsgemäß auf dem festen bürgerlichen Fundament seiner Zeit ruhend, Nietzsche, der abtrünnige Pastorensohn, durch seinen unruhvollen Geist aus der Lebensbahn geworfen, unstet und flüchtig, ein Wanderer — im Leben wie in seiner Lehre — nach immer wechselndem fernen Ziele. Goethe endlich, im Ausklang seines Lebens auf reifer und reicher Ernte und im Ruhme der Zeitgenossen ruhend, abgeschlossen und nahezu schon verklärt. Nietzsche, als gewaltiger Torso, mit windbewegten Feuerzeichen hinausweisend auf unerfüllte Aufgaben. Goethe ein Ziel, Nietzsche eine Richtung.

Nach diesen weit ausgespannenen Parallelen, die hier nur angedeutet werden können, zeichnete Spengler mit knappen, eigenartigen Strichen die Spitzen der Nietzscheschen Gedankenwelt: Nietzsche, der erste Musiker unter den Denkern, hat auch zuerst den geheimnisvollen Rhythmus im geistigen Leben der Völker gefühlt und gedeutet. Hinter den historischen Tatsachen entdeckte er die Physiognomik der Zeitalter, zuerst in der „Geburt der Tragödie“, mit der er, den Schleier der geschichtlichen Ereignisse durchstrahlend, tiefer in die Seele der Antike hineinleuchtete, als es je vor ihm gelungen war. Nietzsche entdeckte auch zuerst — oft in blitzartig aufleuchtender Intuition — die seelischen Triebkräfte auf, die hinter der Arbeit der geistig schaffenden Berufsstände und einzelner großer Persönlichkeiten liegen, auch hier sich als der große Rhythmiker und musikalische Seelenkündiger offenbarend. Nietzsche, als Immoralist, zwar Umstürzler alter Werttafeln, aber Aufbauer neuer sittlicher Gebote und Ideale, gipfelnd im Willen zur Macht und richtungsgebend für eine späte Menschheit. Endlich glüht auch im Zarathustra — und zwar mit besonderer Intensität — der romantische Hang zur säkularen Ferne, in der einst der große Wurf des Uebermenschen gelingen soll. So wird uns, während wir auf Goethes hohes Vermächtnis wie auf eine ästhetisch abgerundete Schöpfung blicken, Nietzsche eine bewegende Aufgabe. — Spenglers Rede wirkte, wenn sich auch dieser kühle und klare Kopf von dithyrambischem Aufschwung fernhielt, als starke Weihe des Gedanktages und festigte die Ueberzeugung, die einst an Nietzsches

Grabe in die Worte geprägt wurde: „Es hat nie einen lebendigeren Toten gegeben.“

Nietzsche, der Dichter und Musiker, gab zu Spenglers Weiherede den künstlerischen Rahmen. Zu Beginn erklangen, von Frä. Gerda Wolffsohns dunkler und klangreicher Altstimme getragen, die ersten Zeilen aus dem schmerzenstiefen Nachliede Zarathustras („Nacht ist es, nun reden lauter alle springenden Brunnen“) in der Vertonung Arnold Mendelssohns, zum Schluß drei Jugendkompositionen Nietzsches: „Ungewitter“ (Chamisso), „Verwelkt“ und „Nachspiel“ (Petöfi). Merkwürdig, wie in diesen den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstammenden Tonschöpfungen in Rhythmen und Harmonien schon vieles vorklingt, was erst zu Zeiten von Brahms und Strauß Bürgerrecht im Liede errang. — In allen, die dem Rufe der Frau Förster-Nietzsche gefolgt waren, um das Gedächtnis des großen Toten zu erneuern, wird der 15. Oktober 1924 in geweihter Erinnerung fortleben.

H. S.

Berliner Theaterbrief

Von Georg Maria Hofmann

I.

Abgesehen von der öden Revüstenei, die sich in malerischer Uniformität um den Bahnhof Friedrichstraße gruppiert, hat der Anhub der Berliner Theatersaison erfreuliche Lebendigkeit gezeigt. Wenn es auch keinerlei tiefgefühltem Bedürfnis entsprang, daß das Wiener Ronachertheater sich den Berlinern vorstellte, so hat doch ein anderer ausländischer Besuch einen ungewöhnlichen Eindruck vermittelt: Mascagnis Opernstagione, die Verdis Aida in italienischer Auffassung — unter Mitwirkung von Elefanten und sonstigem Kriegsgetöse — in der Autohalle weit draußen an der Bismarckstraße erstehen ließ. Diese halbzirkensische Ausstattung überwucherte zuweilen die Musik, und man erinnerte sich, daß die Berliner Staatsoper über eine Aida-Aufführung verfügt, die keinen Vergleich zu scheuen braucht. Unter des außerordentlich umsichtigen und talent-schürfenden Max von Schillings Händen ist dieses Haus zu lebendigstem Leben erwacht, und die musikalische Welt weiß dem Intendanten Dank, daß er die draufgängerische Stabmeisterschaft seines jugendlichen Generalmusikdirektors Kleiber — den er vor Jahresfrist auf diesen vielumstrittenen Posten stellte — in weiser Mäßigung wie an unsichtbaren Fäden zu leiten versteht. Es war eine schön belohnte Kühnheit, Kreneks „Zwingburg“, zu der Dr. Kapp eine einführende Erläuterung schrieb, in der einstigen Hofoper herauszubringen, und mancher übriggebliebene Abonnent aus den Tagen des Voraugust mag über diese Musik das wohlklanggewohnte Haupt geschüttelt haben. Mögen sie! Es ist ein anderer Takt, nach dem die Menschen heute marschieren, und neben jeder Idylle hockt das kalte Denken, jeder Wassersturz wird irgendwo gemünzte Kraft. So läßt Krenek — ein heimlicher Romantiker — Pan eine nekisch-traurige Weise flöten, die vom Brüllen des vorüberrasenden D-Zuges aufgefressen wird, um leise wieder aufzulachen, wenn die Ferne das Rattern der Räder verschlungen hat. Vielleicht ist alles noch

ein wenig wild, unvermittelt, ganz diesseitig. Der herrlichen Milde christlicher Weltanschauung ist kein noch so bescheidener Einschlag gestattet —: immerhin, wenn sich der Most auch noch so wild gebärdet... Eine Erfahrung, älter als das kluglächelnde Goethewort. Kleiber wußte die feinsten Tönungen zu schattieren, und die Mitwirkenden — ganz besonders der prächtige Schorr als Leiermann, dann Frieda Leider und Soot — gaben der Wunderwelt Krenekscher Musik erstaunliche Lebendigkeit.

Die Filiale des Opernhauses, der ehemalige Kroll am Königsplatz, zeigte in einer nicht sonderlich bedeutenden musikalischen Pantomime des Jap Kool die neue Tanzkunst von Max Terpis und seiner Ballettschule, aus der endlich die verstaubte Spizentänzelei verschwunden ist, um einem ruhig ausklingenden Barock moderner Prägung Platz zu machen.

Wie im Staatlichen Opernhausbetrieb überall drängende Entwicklung zu spüren ist, so befinden sich im Gegensatz dazu die Privatoperen Berlins in einer chronisch gewordenen Krisis. Eine sucht der anderen die Aktienpakete abzulagen, um die so heiß begehrte Majorität zu gewinnen, und das einzig Erfreuliche bei diesem trübseligen Wettlauf bleiben die Abende, denen Selig v. Weingartner, Bruno Walter oder Leo Blech — alles unbehauste Dirigenten erster Güte — im Charlottenburger Opernhaus oder in der Volksoper ihre ingeniose Musikalität leihen.

Auch anderswo kriselt es schon wieder erheblich! Mit prachtvollem Freimut und dem festen Willen zur dichterischen Jugend (Jugend meist von 40 oder so), gründete Dieterle, einer aus Reinhardts Garde, das Dramatische Theater. „Gilles und Jeanne“ von Georg Kaiser wurde aufgeführt: eine herzkalte Blaubärtigkeit, von leuchtendem Theaterverstand diktiert. Angermayers „Komödie um Rosa“ überwandelte Sternheims Pfade und war — am allerletzten Rande des Sag- und Darstellbaren aufgepflanzt — von geradezu tückischem Humor. Immerhin ein künstlerisches Plus, das hervorragende Darstellung und sichere Bühnenbilder stützten. Dann kam Iwan Golls ganz amüsanter „Methusalem“, in dem viel szenische und darstellerische Kraft an einen — Bierulk gesetzt waren. Und dann kam der — Bühnenvolksbund, allweilcher die Sanierung des Dieterleschen Unternehmens mit Eifer betrieb und sich nicht geringen Einfluß auf die künstlerische Leitung gesichert zu haben scheint. Er hat den „Robert Guiskard“ Kleists — den grandiosen Torso deutscher Dichtung — und noch manches andere Gute versprochen, und so darf man denn wieder einmal hoffen.

Das andere Theaterunternehmen dieser Art, die Volksbühne am Bülowplatz, wird jetzt ganz im Sinne ihres Leiters, Fritz Holl, geführt, der — alter Verpflichtungen ledig — nunmehr einen Schauspielersstab besitzt, der seinen Intentionen zu folgen geeignet ist. Das zeigte sich in der Aufführung des „Armen Konrad“ von Friedrich Wolf, in der Künstler wirkten wie Adolf Manz und Gerhard Ritter, die Holl nach Berlin geholt hat und die es mit ihrer frischen Natürlichkeit und künstlerischen Kraft verstanden haben, ihrer Persönlichkeit aufmerksamstes Gehör zu verschaffen. Die Tragödie des „Armen Konrad“ hatte in Fritz Holl einen ausgezeichneten Interpreten gefunden, der seine szenischen Bilder in holzschnittartiger Strenge zu gestalten wußte. Aber freilich hat diese schwäbische Bauerntragödie

aus der Zeit des Buntschuhes neben dichterisch erfüllten Einzelheiten, so z. B. in der Schlussszene, als der Herzog den Leichnam des auf-
 rührerischen Konrad mit dem Bauernfähnlein bedeckt und Abschied
 von ihm nimmt: „Warum warst Du nit einer von uns, Gesell...“,
 dies Drama hat also einigen Bombast, den keine Regie herabmildern
 kann, und verliert sich schließlich aus der Massentragödie in den
 heldischen Untergang eines „einzelnen“. Es sei übrigens der sym-
 pathischen Leitung des Herrn Achaz und der fanatisch durchglühten
 Gestaltung eines verjagten Mönches von Ferdinand Asper gedacht.
 Es ist ein Verdienst der Volksbühne, mit Nachdruck für diese blut-
 volle Dichtung eingetreten zu sein, die mit mancherlei Gelingen
 mutig versucht, über den Veitstanz unserer minder erfreulichen
 Gegenwart auf die etwas entfernte Gegend der Idee hinzudeuten.

Das Wort Friedrich Hebbels

von Julius Bab. 70. Band der Philosophischen Reihe.

Herausgegeben von Dr. Alfred Werner Rösl & Cie., München.

1838, also als Fünfundzwanzigjähriger, notiert Hebbel in
 seinem Tagebuch: „Es gibt keinen Weg zur Gottheit als durch das
 Tun des Menschen; durch die vorzüglichste Kraft, das hervorragendste
 Talent, das jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zu-
 sammen, und soweit er dies Talent ausbildet, diese Kraft entwickelt,
 soweit nähert er sich seinem Schöpfer und tritt mit ihm ins Ver-
 hältnis, alle andere Religion ist Dunst und leerer Schein.“ Viel
 später, in dem Augenblick, da Hebbel sich anschickt, Elise zu ver-
 lassen, wird nach fast wörtlicher Wiederholung dieses Glaubens,
 daß der Mensch, um zu Gott zu kommen, derjenigen Kraft in ihm
 angehören müsse, die die stärkste in ihm ist, die Dichtkunst als
 diese Kraft bezeichnet, denn so fährt der am Kreuzweg der Lebens-
 entscheidung Stehende fort: „Diese Kraft in mir ist die poetische“. Wenn Julius Bab also in einer Buchreihe, die nicht der künstlerischen
 Schöpfung, sondern dem philosophischen Lebensbekenntnis unserer
 Großen gilt, das Wort Friedrich Hebbels zum Gegenstand seiner Be-
 trachtung macht, so ist das tiefste Konsequenz, bedeutsamer Sinn.
 Es wirkt wahrhaft befreiend, daß hier nicht nach Philologenart der
 vergebliche Versuch gemacht wird, die zahllosen Aeußerungen Hebbels
 über Gott, Welt, Leben und Kunst in ein System Hebbelscher
 Philosophie, in ein Regelbuch Hebbelscher Aesthetik hineinzuzwängen,
 sondern daß tapfer ausgesprochen und einleuchtend nachgewiesen
 wird: Philosophie und Aesthetik Hebbels sind nicht Leistung eines
 auf Erkenntnis beruhenden Kopfes, sondern Augenblicksausßerungen
 eines nach künstlerischer Gestaltung ringenden Herzens. Sie sind
 also weder umfassend noch ohne Widerspruch, bleiben vielmehr
 sporadisch und stehen oftmals so sehr wider einander, daß sie sich
 aufheben würden, wenn man sie vom Allgemeinen, vom Sub-
 stantiellen her betrachtete, statt vom Persönlichen, vom Beziehungs-
 vollen. Die philosophischen und ästhetischen Bekenntnisse Hebbels sind
 sozusagen Versteinerungen des gleichen Lebensgefühls, das in den
 Kunstwerken atmende Organismen zeugte. Die Widersprüche, die
 jeweilige Einseitigkeit, die Begrenztheit, das Absichtliche der Aeuße-

rungen über Kunst und Leben sind also nicht abzuleugnen, nicht künstlich wegzuschaffen, sondern zu betonen, nachdrücklich aufzuzeigen, damit wir so zu einer Erkenntnis des tiefsten Wesens der Persönlichkeit kommen. Da deren Innerstes ein unauflöslicher Dualismus, eine nur von Fall zu Fall durch Synthesis zu überwindende Antithese war, so ist das Widerspruchsvolle hier die Wahrheit, das Gegen-sätzliche die große Gegebenheit. Nach einer kurzen Schilderung der Entwicklung des Hebbelschen Geistes erfolgt dann in fünf Kapiteln (Gott — Individuum und All — Das Tragische — Die Tat — Die dichterische Form des Geistes) der Aufriß der Hebbelschen Welt. Was in den von Zitaten vielfach durchsetzten knappen Kapiteln gegeben, betrachtet und bewertet wird, sind die folgenden Geisteskomplexe: Die schöpferische Glaubensgrundlage Hebbels — Seine dichterische Tat auf Grund dieses Glaubens — Die Form des Hebbelschen Lebenswerkes — Seine zeitgeschichtliche und überzeitliche Bedeutung.

Hier soll, da der Aufriß des ganzen Buches den verfügbaren Raum bei weitem überschreiten würde, nur von dem letzteren — durch Nachzeichnung, Korrektur und weitere Ausführung — die Rede sein.

Hebbel hat nicht Phantasiegebilde, sondern Symbole seiner Not und Herzensangst als Dichter gegeben. Er verkörpert damit durchaus ein Dichterium, wie es seit Goethe für uns erhöhte Bedeutung gewonnen hat. Aber während Goethe die Konflikte erst erkennt und ausgesprochen hat, wenn er sie überwunden hatte, mußte Hebbel sie erkennen und aussprechen, um sie gestaltend überwinden zu können. Soviel weniger göttlich, soviel menschlicher er uns dadurch erscheint, um soviel näher steht er uns. Seine Mühe, seine Unvollkommenheit, seine Schwere, sein lastendes Wissen sind unser aller Teil. Dem Olympier gehört unsere Sehnsucht, unsere grenzenlose Bewunderung, dem immer kämpfenden Proletarier unser Mitempfinden, unser unmittelbares Verstehen. So sehr sich Form, Weg, Wort Hebbels durch geringeren sinnlichen Besitz vom Goetheschen unterscheiden — sein Ringen und Schaffen gilt dem Goetheschen Ziel und Sinn. Nach der Zerreißung der Goetheschen Lebenseinheit durch Romantiker und Materialisten strebt erst Hebbel wieder dem Goetheschen Gleichgewicht zu. Goethe ist die Einheit gegeben, Hebbel erreicht sie durch Stoß und Widerstoß. Gegeben ist ihm die tragische Zweiheit. Die Einheit erkennt sein Geist, sucht sein Werk durch die Tat der Gestaltung wieder herzustellen. Das gilt fürs Große, Ganze. Für Form und Inhalt seines Gesamtwerkes wie für die einzelnen Probleme und Stoffe. Immer ist Hebbel auf die Wiederherstellung des durch die Individuation aufgehobenen Gleichgewichtes aus. Diese Wiederherstellung geschah freilich nicht innerhalb des Bereiches der einzelnen Werke, sondern erst jenseits seiner Grenze. An uns wird es sein, darüber einen Schritt hinauszugehen und die Wiederherstellung nicht nur im Ideellen, Geglaubten, sondern im Tatsächlichen, Schaubaren der Kunst zu leisten. Dadurch, daß in dem tragisch tendierenden Kampfe das Individuum eine solche Bereicherung und Vertiefung erfährt, daß die Zerstörung der Form des Menschseins nicht mehr nötig ist, sondern seine Umformung von innen her für den weiteren Weg zum Ziel ausreicht. Die Befreiung vom Zwang der Selbstaufhebung bringt das Opfer. Das Opfer auf beiden Seiten. So daß für Augenblicke des weitesten Hinaus-schwingens die

Stellungen vertauscht scheinen und doch nun nicht mehr die Unmöglichkeit des Zueinander, sondern die Möglichkeit der Durchdringung gegeben ist. Weil die Antithese aufgehoben ist in dem Lebensvorgang der Synthese. Daß durch dieses Fortschreiten im Ideellen auch seine künstlerische Realisation, das Wort, in höchstem Maße beeinflusst werden muß, versteht sich. Doch würde es zu weit führen, in diesem Zusammenhange das Wie und das Wieweit zu erörtern.

Schon aus diesen Andeutungen ersieht man, daß das Bab'sche Buch mit seinen 145 Seiten, das auf dem Widmungsblatt meinen Namen trägt, weil — wie der Verfasser mit den Worten meines Landsmannes Fritz Reuter behauptet — ich „der Neegste dortzu“ wäre, ein Vielfaches von dem an geistigem Leben umspannt, woran mancher vieltausendseitige Wälzer sich — nolens volens — genügen lassen muß. Ich wenigstens weiß niemanden, der entschlossen und ohne Umwege so tief in das Innerste der Hebbelschen Welt hineinführt, als es Julius Bab mit seinem „Das Wort Friedrich Hebbels“ tut.

Hans Frank.

Kurt Geucke, ein Dichter unserer Zeit

Dem Sechzigjährigen

Von Franz Alfons Ganda

Man hat diesen Dichter in einer angesehenen Zeitschrift einen jener heimlichen Könige genannt, die unerkannt durchs Land gehen. Es ist das uralte Lied, daß die, die sich am nächsten stehen, es sich am schwersten machen, zueinander zu kommen. Oder besser: die Zunft jener gewerblichen oder dilettierenden Kritiker, die sich ihr Leben bequem machen durch ein unzerstörbares Schema ihrer unendlich gleichgültigen Arbeit, übersieht geflissentlich oder aus mangelnder Fähigkeit im Muß der Scheinwerte die wahrhaften, tiefgründigen, echten Werte, deren Heraushebung allerdings die Mühe des Denkens, des reinen, starken Mitempfindens, also der völligen Hingabe an das Werk verlangt. Und auch der kurzsichtige Verleger kann durch Untätigkeit mitschuldig sein an der mangelnden Verbreitung so mancher unbedingten Lebensbücher.

Die Zeit ist aber nunmehr reif geworden für die Kunst dieses männlich-starken, tief und in Fülle aus ewigen Quellen schöpfenden Dichters und für die Schönheit seines Werkes, die blutvoll und lebensbejahend, stärkste Begeisterung, tapferen Tatwillen und Freude und Glück an der Schönheit den aufgeschlossenen Sinnen und Herzen spendet. In wenigen, aber durchweg wesentlichen Büchern, die ein reifer, lebensgewisser, in sich ruhender und ganz eigener Künstler geschrieben, liegt das Werk uns vor. Da ist der „Ruß“, dieser deutsche Roman der Arbeit und des Segens schaffender Tat. Die Geschehnisse eines wahrhaft deutschen Mannes als Bergarbeiter, als Arbeiter in der glühenden Hochofenwelt, als Kohlenschlepper in Hamburg, Reedereiangestellter — schließlich als Gründer einer Kolonie in Uebersee — erfahren hier eine wunder-volle Vertiefung und Bedeutsamkeit deutschen Schicksals: ein lauterer Charakter, schwer und in stetiger Entwicklung, ein starker Wille, der

sich ein großes, schweres Ziel gestellt — den Reichtum der Seele nicht zu vergessen —, heißen sich durch Verrat, Feindschaft, Schicksalsschläge, Sturm und Not zäh hindurch zur Erfüllung. Das dem Roman vorangestellte Wort Goethes: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen — erfährt eine faustisch großartige, ganz deutsch empfundene und gestaltete Verlebendigung. Ein Buch, allen tatfreudigen, strebenden, dem wirklichen, bunten, reichen Leben zugetanen Menschen zu wünschen. Ein Buch, deutscher Jugend aus allem Gerede und Getue endlich den einzigen Weg zu weisen: Arbeit und Tat aus ehrlichem Herzen. Unvergessliche Bilder aus dem Bergmannsleben, aus der eisernen, brennenden Welt des Ruhrgebietes, von den furchtbaren Stürmen der Ozeane, von der überwältigenden Schönheit der insularen Südseewelt zeigen uns Geucke als einen mächtigen Gestalter der Welt der Arbeit und der schweigenden oder entfesselten Natur, erfüllen Kopf und Herz mit großen Visionen. Eine Jugendausgabe des „Rust“ unter dem Titel „Der Steiger vom David-Richt-Schacht“ (Scherl-Verlag) sollte aber in jeder Schule, in jedem Elternhause frohe Heimstatt haben.

Das seltsam tiefe und schwere Buch „Nächte“ (gleich „Rust“ im G.-Grote-Verlag, Berlin) dagegen ist für jene Menschen und für jene Stunden geschrieben, die von der Erde aus die lastenden Rätsel dieses Daseins, der Ewigkeit, der unsterblichen Seele, aufhellen wollen, um an diesem irdischen Leben nicht zu verzweifeln, um trotz dem, was nie erkannt und nur gläubig angenommen werden kann, ein Ja zum Leben zu finden. In glücklichen Bildern, Allegorien, in einfachsten und doch selten glücklich gefundenen Worten kommt der Dichter, der in diesem Werk ein unendlich mitfühlendes, mitleidendes, reiches und gütiges Herz offenbart, den letzten Dingen oft überraschend nahe. Groß leuchtet und stark und beseligend hell Gottes Geheimnis am Ende des Buches, aus dem Friede in jede willige, offene Seele strömt.

In dem erfolgreichen Trauerspiel „Sebastian“ (bei Reclam) ist eine besonders tiefe und glückliche Darstellung und Gestaltung des Demetrius-Stoffes gegeben. Vielleicht die stärkste bisher. Die Tragödie des Auserwählten, aber nicht Berufenen, mit Shakespearscher Gewalt und Farbenfülle erhoben zu einem jener in sich ruhenden Kunstwerke, deren Wert nicht mehr allein die Kritik, sondern das Leben selbst bestimmt. Ein mächtiges Gemälde aus portugiesischer Geschichte mit ganz großer Charakterführung und jener wahrhaften und echten Tragik, deren Wesen zutiefst nicht bestimmbar und erklärbar ist, die aber den Menschen packt in eben seinen unbestimmbaren, unerklärbaren und letzten Tiefen. Eine Komödie „Der Meisterdieb“ (G. Grote) zeigt den philosophischen Humor dieses starken Ethikers, besonders in den beiden ersten Akten, von prachtvoller Phantasiefülle und großer Bühnenwirksamkeit. Die wenigen künstlerischen Bühnen im Reiche, aber auch sonst im deutschsprachigen Gebiet, haben auch an Geucke manches gutzumachen. Beide Stücke haben ihr reiches, blühendes Leben schon wiederholt auf der Bühne erwiesen.

Irgendwie empfängt eine jede Persönlichkeit entscheidende Wachstumskräfte von dem früher bereiteten Boden (auch wenn es nicht jedem voll bewußt wird — oder er es sich nicht recht einge-

stehen will!). Bei Geucke ist Goethe, dieser ewige, unausschöpfbare Born, dieser keimkräftige Boden, der niemals hindert, zu Christus zu finden, der stärkste Eindruck. Und die Schrift: „Goethe und das Welträtself“ (Verlag Concordia, Berlin) ist eine ungewöhnlich bedeutende Frucht dieser geistigen Beziehungen. Frei von philosophischer Konstruktion und Schwere, gibt Geucke ganz neue und selbstsam wesenausschließende Deutungen, eröffnet außerordentlich reiche und oft einzigartig erhellende Ausblicke. Die Herren Goetheforscher seien freundlichst eingeladen!

Ein Frühwerk des Dichters, das Schauspiel „Die Tochter des Loredan“, habe ich nicht kennenlernen können. Als letztes und zugleich neuestes Werk, das bei der „Concordia“, Berlin erschienen ist, möchte ich aber die herrliche Geburtstagsgabe des Dichters anzeigen: „Scholle und Stern“, Lieder und Balladen. Die klingenden, rauschenden, von Erdkraft und Sternenglanz gesättigten Ströme, die das ganze Werk im Innern tragen, kommen in diesem lyrischen Werk in tiefbewegender Schönheit zum Durchbruch, sind in eine gemeisterte, männlich-herbe oder kindhaft-zarte und süße, große Form gefaßt und künden in einer vielgestaltigen Fülle das leuchtende Wesen dieses lauterer Dichters und Menschen: von der Scholle zu den Sternen! Zwischen den Hügeln lyrischer Dichtung ragt in diesem reifen, geistreichen und herztiefen Kunstwerk wieder ein Berg hoch empor, zu dessen Gipfel den Weg zu finden ich vielen Menschen wünsche. Dem Dichter Gruß und Schaffenswünsche für die kommenden Jahre!

Walter von Molo: Gesammelte Werke

in drei Bänden. Band 1: Sprüche der Seele — Der Schillerroman — Sagen des Seins. Mit einem Bilde des Dichters nach einem Gemälde von Ursula Vehrigs. 865 Seiten. Band 2: Im Schritt der Jahrhunderte — Der Roman meines Volkes — Im Zwiellicht der Zeit. 840 Seiten. Band 3: Die Liebes-Symphonie — Die dramatischen Werke — Auf der rollenden Erde. 838 Seiten. 8°. Albert Langen, München, o. J. (1924).

Walter von Molos Gesamtwerk, wie es in diesen drei Bänden auf Dünndruckpapier von seinem Verlag Albert Langen einfach, schlicht und in schöner äußerer Form mit einem charakteristischen Bilde des Dichters nach Ursula Vehrigs Gemälde vor uns liegt, ist das Werk eines Mannes, der wie wenige Dichter unserer Tage mit höchstem Verantwortungsgefühl an seiner menschlichen und künstlerischen Wesensart gearbeitet hat. So gibt es auch wenige Gesamtausgaben lebender Dichter, die einen so einheitlichen, geschlossenen Eindruck hervorrufen wie diese. Man hat von allen in sie aufgenommenen Werken die Empfindung, daß sie nun zu der Form durchgedrungen sind, die ihrem Inhalt, oder besser der dem Inhalt zugrundeliegenden Idee den vollendetsten Ausdruck gibt. Das ist Kunstauffassung im Sinne Schillers, an deren Erfassung und künstlerischer Darstellung im Schillerroman Molo zur vollen Erkenntnis und zur vollen Entfaltung seiner eigenen Art vorgegangen ist. Von hier aus hat er dann noch einmal seine früheren

Werke durchgearbeitet, und von hier ist er neuschaffend zum Wesen des preußischen Volkes in nachlebende Beziehung getreten, so daß er sich nun an die im letzten Roman: „Auf der rollenden Erde“, aufgenommene Aufgabe, dem deutschen Volk der Gegenwart den Roman seiner Weltsendung zu schreiben, machen konnte. Ueber diesen neuesten Abschnitt seiner Entwicklung kann erst abschließend geurteilt werden, wenn er vollendet sein wird; denn ich verrate wohl nichts Besonderes, wenn ich mitteile, daß der letzte Roman erst der erste Teil einer Trilogie ist, an der Molo im Augenblick arbeitet. Bewundernswert an der Gesamtausgabe ist wieder der bis ins kleinste durchdachte Aufbau. Molo ist immer ein Architektoniker von ungewöhnlichem Rang gewesen. Aber hier staunt man doch von neuem, mit welch klarem Blick für die Grundlinien seiner Entwicklung und seines Wesens er begabt ist, eine Folge einer ehrlichen Selbstkritik. So erscheinen diese Gesammelten Werke dem nachfühlenden Kritiker nicht lediglich als eine Sammlung nacheinander entstandener Werke in chronologischer Ordnung, sondern sie erscheinen wie die Kapitel eines Werkes, als dessen Gesamttitel man keinen besseren finden könnte als den: Der Mensch als Gefäß des Göttlichen. In den Sprüchen der Seele, die das Werk eröffnen, klingt dieses Thema in der Form gedankenlyrischer Aeußerung in seiner subjektiven Fassung an, um sich dann in der Darstellung Schillers in ein konkretes Beispiel zu verwandeln, dessen tiefster Sinn sich dann zu den objektiven Erkenntnissen der „Fügen des Seins“ verdichtet, ein Anstieg, wie er wirkungsvoller kaum gedacht werden kann. Und doch setzt er sich im zweiten und dritten Bande fort, indem hier der bedeutungsvolle Schritt von dem Einzelmenschen zu der breiteren Lebensform des Volkes getan wird. Aber auch innerhalb dieser einzelnen Bände ist ein Aufstieg deutlich erkennbar, im zweiten von den geschichtlichen Einzelbildern „Im Schritt der Jahrhunderte“ zu dem Roman des preußischen Volkes, der in sich wieder den Aufstieg von Fridericus, als dem völkischen Helden, der in sich den Exponenten des Volkes darstellt, zu dem breitere Kreise des Volkes erfassenden Luise-Roman, endlich zu dem breitesten Volksgemälde „Das Volk“, um mit den Skizzen „Im Zwielicht der Zeit“ von der Vergangenheit zur Gegenwart überzuleiten, der der dritte Band gewidmet ist. Auch hier weitet sich das Bild von der neuen Fassung der Liebesromane, die zeitlich am Anfange der dichterischen Entwicklung Molos standen, in der neuen Form aber erst ein Erzeugnis der Zeit nach dem Volksroman darstellen, als der Darstellung einer Einzelidee der Gegenwart zu den dramatischen Zeitbildern und dem ersten Teil der Lebensanalystrilogie, die sich keine geringere Aufgabe gestellt hat, als unserer chaotischen Gegenwart den Wegweiser zur Ueberwindung des Chaos aufzurichten, auf dem stehen wird, daß es nur eine wichtige Aufgabe für den Menschen gibt, die nämlich, den göttlichen Kern in unserer Menschenseele von den Schlacken zu befreien, die Verbildung und Lüge über ihn durch Jahrhunderte gehäuft haben. So weist uns die Gesamtausgabe auf die Zukunft hin und bildet gleichsam nun den Auftakt zu einer weiter aufwärtsführenden Entwicklung des Dichters, der wir mit Spannung entgegensehen. Man wird ein paar Werke Molos in dieser Gesamtausgabe vermissen, so etwa sein Schillerdrama, seinen Friedrich Staps u. a. Aber man wird sagen müssen, daß sie zu

dem Bilde, das die Gesamtausgabe von dem Dichter gibt, architektonisch vielleicht nicht gepaßt hätten. Es waren Gelegenheitsarbeiten, die an sich wertvoll sein können, aber für die innere Entwicklung Molos keine Bedeutung besitzen. So beweist auch ihr Ausfluß wieder daselbe, was die Gesamtausgabe zeigte, daß Molo ein Dichter mit starker Selbstkritik ist. Und das gibt uns die Hoffnung, daß seine Entwicklung auch zukünftig in gerader Linie weiter verlaufen wird, wie sie bisher zielbewußt aufwärts geführt hat.

Ernst Lemke

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Die Welt allein bildet einen
vollkommenen Menschen nicht.
Das Lesen der besten Schrift-
steller muß dazu kommen.

Lessing.

Elisabeth Gnade: „Jürgen Olis und die Traute.“ Ein Frauenschicksal in Liedern. Verlag Diecksch & Brückner, A.-G., Weimar 1924.

Wie bringt man den zartesten, innerlichsten, fast ungestaltbarsten Stoff, der dennoch eine gewisse epische Entwicklung bedingt, zu dem ihm gemäßen Ausdruck? Noch dazu auf eine Weise, daß seine innerste, in Worten nicht auszudrückende Seele zwischen den Zeilen des dichterischen Wortes hervor, ein geheimnisvoll geistiger und doch innerst sofort tiefvertrauter Klang, in dem Leser forttönt und ihn fernerhin begleitet? Eine große Gabe des lebendigen Lebens und der Takt einer seltenen dichterischen Gestaltungskraft hat das vollbracht in diesem Werkchen der (aus der Nähe Danzigs gebürtigen, jetzt in Weimar lebenden) Dichterin Elisabeth Gnade.

Ein den ersten Kinderjahren kaum entwachsenen Mädchen lernt einen gleichaltrigen Knaben kennen, sie fassen eine tiefe Neigung zueinander, (die auf seiten Trautes fürs ganze Leben dauert), das die beiden im übrigen dann örtlich und ihren sonstigen Schicksalen nach weit auseinander bringt. Er verheiratet sich später mit einer anderen, sie mit einem anderen, ohne daß ihre Liebe

zu Jürgen, der tiefste Schatz ihrer Seele, je verlöschte, und noch über den Augenblick hinaus dauert, wo sie eines Tages an der Leiche des Geliebten steht, für immer dauert. Diesen, schon bis zu einem Äußersten trivial gewordenen Stoff, noch dazu ohne jegliche Sentimentalität, gelebt, gestaltet zu haben, als sei es das erste Mal, ist diese erstaunliche Wirkung dieses Büchleins; und die wunderbarste Kenntnis der Weibseele.

Dem epischen Charakter des Stoffes wurde Rechnung getragen, während außerdem der vollkommen lyrische dadurch zur Geltung gebracht wurde, daß das Ganze sich als eine Folge von seelischen Stimmungen und Zuständen in der Form einzelner Gedichte von verschiedenem Versmaß und Rhythmus entwickelt. Etwas Feineres, Vornehmeres und in seiner schlichten Gehaltenheit Ergreifenderes als diese Gedichte, diese Dichtung gibt es so leicht nicht zum zweitenmal. Die aufsteigende Entwicklung, welche das lyrische Schaffen Elisabeth Gnades in ihren früheren Gedichtbüchern (ich erwähne „Bergauf“ und „Winter“) zeigte, erreicht hier, klar wie edler Wein, ihre schönste, kaum noch zu übertreffende Reife. Elisabeth Gnade ist einer von den seltenen Dichtern, bei denen eine innere, persönlich-menschliche Entwicklung der dichterischen gleichbedeutend ist. Und das bringt sich, wie es eigentlich auch, zum mindesten bei einem Deutschen, natürlich, so vielseitig ihre Begabung (sie hat vortreffliche Romane und

starke, auch in ihrer manchmal fast naturalistischen Gestaltungs- und Charakterisierungskunst erstaunliche Dramen geschrieben), am eindrucksvollsten in ihrer Enrik zum Ausdruck: die immer, überall „Zeitproblemen“, ewig gültiges Menschenschicksal und -erleben zum Gegenstand hat. In diesem Sinne hat Elisabeth Gnade mit dieser Dichtung die vielleicht kaum noch von ihr zu überbietende Höhe ihres Schaffens erreicht. Es ist erstaunlich, daß eine jetzt Sechzigjährige ein solches Erlebnis noch mit so tief eindringlicher Gewalt gestalten konnte. Das Büchlein dürfte im besten Sinne ein Gut der deutschen Familie werden. Die Ausstattung ist liebevoll, sehr sorgfältig und ansprechend.

Johannes Schlaf

Fritz Braun: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Vogelhaltung. 156 Seiten Großoktav. Verlag von Gebrüder Bornträger, Berlin.

Der Verfasser gibt in dem vorliegenden Werk eine Schilderung von dem Gefangenleben der Vögel auf Grund eigener Studien. In dem Buche werden in einzelnen Kapiteln die Eingewöhnung frisch gefangener Vögel, ihre Ernährung und Zähmung, die Käfigung und Zucht der Stubenvögel, der Gesang, das Sprechenlernen der Papageien, Beobachtungen an Kanarienvärgern und die Krankheiten der Vögel geschildert. Der Verfasser geht bei der Besprechung der einzelnen Fragen von ganz anderen Gesichtspunkten aus, als dies in den vielen anderen Büchern, die die Pflege der Stubenvögel behandeln, der Fall ist. Er gibt nicht Ratschläge nach bestimmten Mustern und zwingt nicht die Haltung der Vögel in schematisierte Gehege, sondern erzählt uns, was er an seinen eigenen zahlreichen Pfleglingen beobachtet hat und welche Erfahrungen er selbst bei der Käfigung und Pflege der Vögel gemacht hat. Braun weist mit Recht darauf hin, daß die seelische Erregung in vielen Fällen die Eingewöhnung des Vogels erschwert oder unmöglich macht. Hiergegen hilft nur eine zweckmäßige Einrichtung des Käfigs, der je nach dem Temperament des Gefangenen entweder der Natur möglichst angepasst sein muß, oder aber in Form und Größe den Bewegungen des In-

lassen Rechnung tragen muß. Mancher Vogel gewöhnt sich in einem größeren, ein anderer in einem kleineren Käfig besser ein, dieser Vogel verlangt einen langen, flachen Käfig, jener einen hohen Turmkäfig. Braun weist bei allen seinen Ratschlägen auf eine individuelle Behandlung der einzelnen Vögel hin. Was dem einen Vogel zuträglich erscheint, paßt noch lange nicht für einen zweiten derselben Art. Dasselbe gilt auch für die Ernährung der Stubenvögel. Das Futter muß je nach der körperlichen Beschaffenheit und dem Befinden des Vogels geändert werden. Beginnt der gefangene Vogel an Lebhaftigkeit zu verlieren, so ist dies meist ein Zeichen von Settanß und er muß knappere Kost erhalten. Gerade bei der Verpflegung spielt die individuelle Behandlung die Hauptrolle, wenn der Vogel dauernd gesund bleiben soll. Die Zähmung der Vögel läßt sich nicht durch Gewaltmaßregeln erreichen, sondern sie muß aus dem Vogelselbst kommen, indem er sich durch ruhige und sachgemäße Behandlung an die neue Umwelt gewöhnt und diese ebenso lieben lernt, wie früher die Freiheit. Auch was der Verfasser über den Gesang der Vögel und über das Sprechen der Papageien sagt, enthält manchen lehrreichen und interessanten Hinweis.

Der große Wert dieses Buches liegt hauptsächlich darin, daß der Verfasser uns zeigt, daß jeder Vogel, auch der einfache Zeisig oder Stieglitz, dem aufmerksamen Pfleger Gelegenheit gibt zu vielseitigen, interessanten Beobachtungen. Es kommt nur darauf an, daß man die Empfindungen und Gefühle der Vogelseele versteht; erst dann gewinnt die Vogelhaltung an ethischem und auch wissenschaftlichem Wert. Das Buch gibt jedem Vogelliebhaber viel Anregung und neue Gesichtspunkte, und auch der erfahrene Vogelfreund wird durch die Lektüre des fesselnd geschriebenen Buches auf manches hingewiesen, was er bisher vielleicht wenig oder nicht beachtet hat. Besonders der heranwachsenden Jugend ist das Buch sehr zu empfehlen, weil sie hieraus in anregender Weise lernt, was der Vogel in der Gefangenschaft für den Menschen bedeutet und welcher hoher Genuß in der Beobachtung der Stubenvögel liegt.

Friedrich von Lucanus

Knut Hamsun: „Das letzte Kapitel“. Der 64 jährige nordische Träumer und Dichter hat sich von aller Welt zurückgezogen, nach einem bewegten Leben als Schuhmacherlehrling, Schiffsjunge, Seefischer, Arbeiter und Handwerker, als Straßenbahn-schaffner und Bericht-erstat-ter in Amerika, als Schriftsteller in Paris und gefeierter, weltflüchtiger Dichter in seinem Norwegen. Er will nichts mehr schreiben, will sterben, nachdem der letzte Krieg ihn vollends an der Welt verzweifeln ließ. Aber während eben seine „Gesammelten Werke“ erscheinen, bringt er doch noch ein Buch, einen Roman von fast 800 Seiten in 2 Bänden: „Das letzte Kapitel“, dessen deutsche Ausgabe sich Grethlein & Co., Leipzig, sicherte.

Das ist, als wenn einer seine letzte Korrektur liest. Wieder dies Schweifen ins Grenzenlose, in die unwegsamen Wälder, tief hinein in die verworrensten Menschen-seelen. Wieder die gepriesene Hamsunkunst, zu erzählen, zu malen, daß alles funkt und gleißt. Walter Hav-
clevor hat neulich das hübsche Wort geprägt, die schöne Buddha-legende von der Frage nach dem Ursprung der Welt könne als Motto über Hamsuns Werken stehen, und hat ihn treffend den Dichter der un-
pathetischen, der schreckhaften Gegen-
ständlichkeit genannt. Hier ist er's. Erzählt, beört und berückt, entzückt und erschreckt, vergibt und erhöht — mit einem Worte: zaubert. Es ist das große Menschenmärchen, das er wie einen Teppich vor uns hinbreitet.

Im letzten Kapitel zieht Hamsun den Schlußstrich, steckt alle seine haltlosen, entwurzelten, schwanken-
den Menschen, Spieler und Be-
träger, Kokotten, Selbstmörder, Flüch-
tige, Spekulant- und Schwäger, Schwärmer in ein großes Sanatorium fern im tiefen Walde und läßt sie aneinander leiden, sich das Letzte sagen, läßt sie nach- und miteinander sterben, bevor sie an das Ziel ihres Suchens gelangten. Zuletzt verbrennt das ganze Sanatorium mit den Leichtesten, die darin sind, und der Feuerstein leuchtet wie ein Sanal herüber in ferne Welten. Ein Schreib-
maschinenfräulein mit einem Kinde und ein eingeborener Bauer stehen

inmitten, Gestrandete, die das Schick-
sal gegeneinander schleuderte und die voneinander nicht mehr loskommen. All die vielen Sanatoriumsgäste rund-
herum sind geisternde Schatten und gläserne Leichname, durch die hindurch wir immer und ewig den Grübler und Sucher Hamsun am Werke sehen. Den Tod wandelt er in tausend Gestalten ab, aber nicht als das letzte der Dinge — das erste eines neuen An-
fangs, den wir bloß ahnen. Die Weisheit eines wahren Philosophen, eines weltfernen Weisen tönt hier zu uns. Langsam nur, mit beständigem Lauschen lesen wir uns in dies Buch der erfüllten Gesehnisse ein, werden dann aber nicht mehr losgelassen von ihm und folgen Doktor und Selbst-
mörder, Schuldirektor und Hochstapler, Fischer und Fräulein auf ihren ver-
schlungenen Pfaden, leise, fast an-
dächtig, denn die Umwelt ist bei Hamsun überall so feierlich stimmend, so kristallklar wie Ewigkeit. Sein „letztes Kapitel“ ist eines der schönsten Bücher, sicherlich das reifste des alten Zauberers, und ich kann mir denken, daß ein Mensch, der noch nie etwas von Norwegen und von Hamsun gehört hat, von diesen beiden Bänden besser unterrichtet wird als durch zehn Biographien.

Paul Burg

Das Gottlied. Eine Dichtung von Johannes Schläf. In Johannes Schläfs Kunst, die, von den mit Arno Holz gearbeiteten Stücken abgesehen, nichts vom schulmäßigen Naturalis-
mus hat, klopft von vornherein stark metaphysischer Einschlag; sein ganzes ungeheures Werk, Epik, Enrik, Dramatik, Philosophie, Kultur- und Zeitkritik, Astronomie und Ueber-
setzung spannend, ist geradezu ein Kampf um Gott von einer Tiefe und Leidenschaftlichkeit, wie sie in den mittelalterlichen Mystikern brannte, denen der Zweiundsechzigjäh-
rige in der Stadt Goethes wohl am nächsten verwandt ist. Auch seine geozentrische Weltanschauung, die nach wie vor nicht widerlegt wurde, ist ein Ausdruck seines Ringens um ein neues Gott- und Weltgefühl. Im „Meister Werke“, jenem innerlichsten (und vergessenen) Drama des Naturalismus, seinem ersten eigenen Werk, liegen die frühesten Wurzeln; der ihm folgende

„Frühling“, auch heute noch „herrlich wie am ersten Tag“, bedeutet einen ins Hymnische gesteigerten Abschluß. Jahrelange intensive Beschäftigung mit philosophischen Dingen, die ihren stärksten Ausdruck in dem zweibändigen Werk „Das absolute Individuum und die Vollendung der Religionen“ fand, vertieften die bislang mehr triebhaften Anschauungen und bildeten seine eigentümliche Polaritätsphilosophie heraus, für die er im „Gottlied“ (erschienen bei Fritz Sink in Weimar) dichterische Form sucht. Das Buch ist in freien, oft sehr weit ausholenden Rhythmen geschrieben, die ihre Abhängigkeit von Schlops starkem Vorbild Walt Whitman nirgendwo verleugnen, und geht schon deswegen nicht leicht ein. Noch schwerer wiegt der gedankliche Reichtum dieser fessellos dahinströmenden kosmischen Schöpfung. Ernsthaftem Lesen aber — und nur das kommt bei diesem Dichter höchster Geistigkeit in Frage — entfaltet sich der Hymnus zu priesterfeierlicher Schönheit. Der greise Hans Thoma war tief ergriffen, als er ihn zum ersten Male las. Das Flügeltrauschen des Ewigen ist in den Gesängen; der unablässige Kämpfer, der Grübler durch tausend Zwiespälte und Wirrnisse, hat sich endlich gefunden, um freilich auch hier Steinhäusens Wort als wahr zu empfinden, daß wir „das Beste in unserem ganzen Leben unbemerkt empfangen“. Manche Stellen, so die vom Urmeerfrieden, bei dem freilich das an und für sich schöne und bildhafte „purpurultra-veilschendunkel“ als sprachliche Ueberschichtung stört, die Schilderung der einbrechenden Kultur, des Pflingstunders der Ausgießung sind von großer, strahlender Lebendigkeit, andere sind im reinen Reflex stecken-geblieben. Vielleicht ist der schönste Teil die abendliche Schau in die kommende Welt, ganz von schwellendem Tubaton erfüllt: „Abend ist's geworden. Hinter ihm wartet die Nacht. Mir ist, fern schaue Eine zu mir her, den Finger am Munde . . .“ (Seite 42). Mit einem an die Schlußchöre des „Messias“ gemahnenden Jubelruf an „die göttliche Welt“ und ihrer „Dinge Anfang, Mitt' und Ausgang. Liebe! Liebe! Liebe!“ endet die eigenartige, reiche und beglückende

Dichtung. Klopstocks rhapsodischer Aufschwung und dann auch wieder sein nachdenkliches Verweilen sind in einzelnen Wendungen unverkennbar: „Erträufle, mein Ruder“, „Mir ist, ein Schatten ist auf mich gefallen, und eine Kühle weht mich an“ sind Nachklänge des großen Expressionisten des achtzehnten Jahrhunderts, dessen mächtige Gefühlswelt, modern unterbaut, Schlaf vielleicht näher steht, als er selbst weiß und will. Jedenfalls liegt hier eine Dichtung vor, die ernsteste Beachtung verdient und verlangt. Schlaf schenkte sie zum sechzigsten Geburtstag seinem Volke: wann endlich wird es antworten?

Ludwig Bäte

Erich Kenjer: Die Entstehung von Danzig. Verlag A. W. Kaspermann. Danzig 1924. 136 S.

Ein Buch über „Die Entstehung von Danzig“ wird bei all denen Interesse finden, die die alte Stadt lieben, die einmal mit offenen Augen die Bauten aus längst verflungenen Jahrhunderten als „geschichtliche Quellen“ betrachten, — die seltsamen Straßennamen nicht gedankenlos aussprechen. Für sie alle ergibt es sich von selbst, daß sie fragen: Wie war das alles früher, wann und durch wen ist es geschaffen?

Die Antwort auf solche Fragen nach der Frühgeschichte Danzigs war bisher wenig klar, war in vielem widerspruchsvoll und allzu dunkel. Paul Simson, der verstorbene Danziger Historiker, schien in seiner „Geschichte der Stadt Danzig“ Abschließendes auf Grund der wenigen Urkunden geboten zu haben. Nun bringt der Danziger Staatsarchivar Dr. Erich Kenjer durch seine selbständigen Forschungen ganz neue Ergebnisse über die ersten Jahrhunderte der Danziger Geschichte.

Mit weitgrößerem Recht als man Simsons Darstellung angenommen hat, muß man auf Kenjers Forschungen aufbauen.

Es hat mehr örtliches Interesse, wenn K. nachweist, daß die alte Stadt Danzig auf dem Boden der heutigen Reichstadt lag, daß unsere stolze Marienkirche das Gotteshaus gerade der neuen deutschen Stadt wurde. Die Stadtgründung selbst

verlegt K. in die Jahre 1224—27, die Gründung der Marienkirche in das Jahr 1240. Gewiß geht das alles mehr die Danziger an, die sich nun auch mit der Frage einer würdigen Feier des 700 jährigen Bestehens ihrer Stadt werden beschäftigen müssen. Aber darüber hinaus bietet das Buch wichtige Beiträge zur Siedlungsgeschichte des deutschen Ostens. Die Kraft des deutschen Bürgertums in jenen politisch so zerrissenen Jahrzehnten, als die letzten großen Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum dem Reich Zusammenhalt und Macht nahmen, strahlt nur in hellerem Licht, wenn wir erfahren, daß schon vor der Tätigkeit der Deutschordensritter, schon im 12. Jahrhundert, deutsche Kolonisten an der Weichselmündung ehemals germanisches Land in friedlicher Arbeit zurückgewannen.

Die Geschichte der neuen Stadt mündet 1308 für anderthalb Jahrhunderte in die Ordensgeschichte ein, und da ists wieder Kessers Verdienst, daß er die für Danzig so segensreiche Vereinigung mit dem Ritterorden endlich frei von allem Beiwerk späterer Mißverständnisse, frei von Entstellungen, die heute gegen das Deutschtum Danzigs ausgenutzt werden, darstellt.

Für die Danziger Geschichte bedeutet das Werk jedenfalls einen Grundstein, der vorsichtig gesetzt und gemauert ist.

Wenn Danzig nun bald sein 700jähriges Stadtjubiläum feiern wird, dann werden K.s Forschungsergebnisse zum großen Teil Gemeingut der Danziger werden. Aber auch im großen deutschen Vaterlande wird mancher Forscher und mancher Lehrer der schönen Stadt und ihrer eigenartigen Geschichte zu diesem inhaltsreichen Büchlein von der Entstehung von Danzig greifen.

Dr. Walter Milack

Kurt Faber: *Rund um die Erde*. Irrfahrten und Abenteuer eines Grünhorns.. Verlag Haus Hohst, Ludwigshafen am Bodensee, 1924.

Kurt Faber hat uns Deutschen ein Buch geschenkt: „Rund um die Erde“. Wir kennen ihn schon aus seinem *Estimo- und Südamerikabuch*. —

Um die Erde, wer möchte da nicht mit? Wieder haben wir Freude an seiner reichen Sprache. Man lese nur die meisterhafte Schilderung seiner Ausfahrt aus dem Goldenen Tor in San Franzisko — hoch oben auf schwankendem Mast. Kurz zuvor war er dorthin von seiner dreijährigen Reise ins Land der Mitternachtssonne zurückgekehrt.

Geniale Sorglosigkeit, Ueberschwang des Gemütes, Naivität und faulstischer Drang, alles das findet sich in seiner starken Persönlichkeit. In diesem Buch schwingt etwas Neues mit, das uns aufhorchen läßt, es ist die heiße Liebe zur deutschen Heimat. Daß er ohne Geld wieder heimkehrt ist bei einem solchen „Umgänger“ selbstverständlich — dafür bringt er die Erkenntnis mit, daß es nirgendwo auf der weiten Welt für uns Deutsche so schön ist als im Vaterland —, so ist es ein Heimatbuch im tiefsten Sinne.

Elbo

Wolfgang Federau: *Danzigs Dichter und wir*. Verlag A. W. Kafemann, Danzig.

Dieses Buch ist entschieden das ansprechendste — sei es in der äußeren und bildlichen Ausgestaltung oder dem Inhalt nach —, das der Verfasser herausgegeben hat. Wir kennen ihn bereits durch einige kleine Gedichtbändchen, die hier besprochen wurden.

Mit großem Eifer und unablässiger Liebe hat Wolfgang Federau sich in die Literatur unserer alten Danziger Dichter eingefühlt, in ihrem Werk und Leben studiert und geforscht, sich in jeden einzelnen versenkt und vertieft; sei es Joseph von Eichendorff, der Dichter des unvergänglichen „Taugenichts“ — oder der ewigjunge Kinder- und Walddliederdichter Robert Reinick — oder sei es Johannes Trojan mit seinen urwüchsigen, teils autobiographischen „Erzählungen“; immer weiß Federau uns das Wesentliche zu sagen, das auch noch seinen Wert für unsere Tage hat. Auch Johanna Schopenhauer, deren „Jugend- und Wanderbilder“ zu den schönsten Danzigbüchern gehören, ist nicht vergessen.

In seinem Vorwort sagt der Verfasser, daß das Buch keine wissen-

schastliche Literaturgeschichte noch eine Lebensbeschreibung sein will, sondern daß die Aufzeichnungen den Zweck verfolgen, geistige Verbindungen aus der Vergangenheit und der Gegenwart zu knüpfen und damit Eingang und Einblick in die uns noch jetzt innerlich bewegende Lebens- und Ideenwelt früherer Dichter Danzigs zu verschaffen. „Es will lebendig sein und will lebendig machen!“ — Das Buch ist schlicht und einfach geschrieben, anschaulich und volkstümlich im Ausdruck, so daß es verdient, in die weitesten Kreise des Volkes zu dringen, um die Liebe und das Verständnis zur Heimat zu stärken.

Carl Lange

Goethekalender, begründet von Otto Julius Bierbaum, fortgesetzt von Carl Schüddekopf. Auf das Jahr 1925 herausgegeben von Dr. Karl Heinemann. Mit IV und 144 S. 8^o und acht Kunstdrucktafeln. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung m. b. H. in Leipzig. Gebunden M. 2.80.

In der Reihe der Buchkalender ragt der Goethekalender hervor; er überrascht immer wieder durch die Fülle neuer Goetheveröffentlichungen und wertvoller Anregungen. Das Prometheus-thema tritt in diesem Jahr in den Vordergrund. Außer Heinemanns, des Herausgebers alljährlich wiederkehrendem Jahresbericht über die wesentlichsten Neuerscheinungen der Goetheliteratur, ist besonders bemerkenswert die feine Studie des Goethekenners Dr. Fritz Adolf Hünich über Goethe und seine Verleger.

C. L.

Evangelischer Hauskalender für die Ostmark 1925 (Druck und Verlag der Heiligenbeiler Zeitung).

Das schnelle und tiefe Eindringen dieses Kalenders in breiteste Schichten unseres Volkes veranlaßt auch die „Ostdeutschen Monatshefte“ als erste Kulturwacht der Ostmark, sich den neuen kleinen Volksmissionar auf seinen inneren Wert hin anzusehen.

Schon einen Blick auf das äußere Gewand dieses neuen Hauskalenders beruhigt und erfreut uns. Robert Budzinski stiftete für den Umschlag eine seiner feinen Landschafts-

zeichnungen, zweckgemäß ein wenig stilisiert, aber desto eindrucksvoller in der Wirkung, die durch das gut gewählte Mondlichtblau des Papiers als Hintergrund zu recht heimeligem Stimmungsauber verstärkt wird. Im weiteren besorgte vornehmlich Prof. Rudolf Schäfer den Bildschmuck des Büchleins: deutschliebe, lebenswarme Bildchen aus Natur- und glaubensfrohem Heimfrieden.

Den Reigen der literarischen Beiträge eröffnet Gertrud Liebisch mit einem aus glutvoller Deutschtum- und Heimatliebe geborenen Gedicht „Ostpreußen“. Wir lauschen der schönen Musik ihrer innigen Verskunst noch in drei weiteren Gaben, Sizilianen. Dann haben noch Fritz Kudnig, Gustav Schüler, Johanna Wolff, der früh verstorbene Franz Dibelius u. a. dem jungen Heimatkinde poetische Patengeschenke in die Wiege gelegt.

Und der Kalendermann selbst, der Herausgeber? Es ist der Pfarrer Wilhelm Schmidt von der Burgkirche zu Königsberg. Schon die ganze hier angedeutete Gestaltung des Kalenders lassen einen in Wollen und Wahl feinen Geist ahnen. Liest man dann die eigenen Aufsätze des Herausgebers, so wird dieser angenehme Eindruck noch verstärkt. Gemütswärme und Sinn fürs Echte, tapftrer Lebensglaube und Hoffnungsmut im Bunde mit pädagogischem Geschick lassen Pfarrer Schmidt als einen Seelsorger und Schrittleiter erscheinen, wie ihn heute unser Volk braucht.

Walter Scheffler

Ernst Lissauer: „Das Kinderland im Bilde der deutschen Lyrik“. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Ein überaus glücklicher Gedanke ist hier vorbildlich verwirklicht. Lissauer hat in jahrelanger Arbeit eine umfangreiche Auswahl aus den deutschen Gedichten getroffen, die sich mit dem Kinde befassen. Bis in die ältesten Urfänge hat er zurückgegriffen und seine Sichtungsbearbeitung bis zur Gegenwart fortgeführt. Das Ergebnis ist ein durch inneren Gehalt und äußeren Umfang in gleicher Weise überraschendes und beglückendes. Ich kann mir überhaupt keine schönere Gabe für eine Mutter denken, als diese Anthologie, die das Leben

des Kindes von den Tagen seines Werdens an bis in die feinsten Regungen des kindlichen Seins hinein geleitet; ein paar Kapitel-Überschriften mögen dartun, mit welchem feinen Empfinden Lissauer die schwierige Aufgabe gelöst hat: „Vor dem Leben“, „An der Wiege“, „Der Tag in der Kinderstube“, „Gasse und Garten“, „Die Feste“, „Rat und Lehre“, „Vom Tode“, „Die Not“, „Weltgeschichte“, „Wachstum und Reife“, „Betrachtung“, „Nachklang und Rückblick“, und „Zum Beschluß“. Ein Nachwort des Herausgebers deutet die Kindes- und Kindheits-Ihrlik in Lissauers bekannt tief-schürfender Weise aus. Josua Leander-Gampp, einer der feinsten und anmutigsten Illustratoren der Gegenwart, begleitet den Gang durchs Kinderland mit einer Reihe aus tiefem Verständnis für die kindliche Seele erwachsenen Zeichnungen; besondere Erwähnung verdient auch das von ihm geschaffene Deckelbild, das zwei Hände zeigt, die sich schirmend um eine zart aufblühende Knospe legen, von der ein geheimnisvolles, goldnes Licht ausstrahlt; auch dieses fein symbolisierende Bild ist bezeichnend für die behutsame, innige Art, mit der der Künstler die ihm gestellte Aufgabe gelöst hat. „Das Kinderland“ ist eine herzerquickende Weihnachtsgabe für Kinder und Erwachsene, ein Buch zum Anschauen und Vorlesen, ein nie versiegender Quell der Freude und Beglückung.

Hans Gäßgen

Heinrich Zerkau: „Rund um die Frau“. Verlagsbuchhandlung Franz Borgmeyer in Hildesheim.

Eine feine Gabe legt uns der rheinische Dichter auf den Weihnachtstisch. Diese kleinen Geschichten sind von einer Zartheit, wie wir sie uns bei einem Buch über die Frauen wünschen. Da beginnt eine der kleinen Geschichten „Grüne Träume“: „... Morgensonne streichelte die Berge. Alle Bäume stellten sich auf die Fußspitzen und hielten grüne Wipfel in den Himmel. Brigitta öffnete das Fenster ihrer weißen Mädchenstube. Da legte die Morgensonne beide Arme um ihren Hals...“ Wie fein ist solch ein Bild geschaut, wenn es heißt: „... Die Sonne malte durch das Land

bunte Kirchenfenster...“ So erfreut Zerkau durch bildhafte Darstellung in diesen knappen Geschichten, die des Dichters Verständnis und Vertiefung in die Seele der Frau zeigen. Wie schön und wahr klingt es in der „Rheinlandfahrt“ im Gespräch zwischen dem Oberlehrer und dem Musiker: „... Man liebt erst dann, wenn man treu ist.“ — „Soll und kann man das denn überhaupt?“ — „Es muß in einem sein. Dafür gibt es keinen Zwang noch Willen. Treue und Liebe sind ein Begriff. Keiner ruft sie, nichts heißt sie wieder gehen.“ Und so ließen sich noch viele Beispiele in dem kleinen Büchlein finden, das man in gegebener Stunde immer wieder gern zur Hand nehmen wird und warm empfohlen werden kann.

Carl Lange

Den Freunden der Scherenschnitte legt Johanna Beckmann ein neues Buch „Wenn Frühling wird“ auf den Weihnachtstisch. Es ist an dieser Stelle oft auf ihre Gabe der Vertiefung in das Reich der Blumen, Knospen und Blätter und in die Seele der Natur hingewiesen. Mit welcher Schlichtheit entwirft sie einen auf Vollendung harrenden Vorfrühlingszweig, der durch ihre Hand inneres Leben gewinnt. Ihre feine und stille Kunst ist nicht für die Menge und für unsere laute Zeit, in der aber gerade Viele sich zurücksehnen zu dem vertieften Leben im Reich der Natur.

Carl Lange

Der Bannwald. Herausgegeben von Willibald Köhler. Verlag E. Heege, Schweidnitz 1924.

In der Reihe der von Paul Barsch herausgegebenen Schlesischen Bücher ist als drittes Bändchen dies sehr feine Buch von oberschlesischen Dichtern und Erzählern erschienen, das allen, die Verständnis haben für die vertiefte Dichtung unserer Zeit und die Besonderheiten der oberschlesischen Landschaft und der aus ihr geborenen Dichter, Freude und Bereicherung geben wird. Sympathisch berührt hier die große Zurückhaltung der Dichter bei bewußtem, ernstem und erfreulichem Können. Mit sparsamsten Linien hebt der zu früh gestorbene Bruno Arndt in seiner Novelle „Rückkehr“ seine Menschen in das

plastische Bild künstlerischer Realität, erschütternd formt Heinrich Dominik im „Schattentanz“ die Verirrungen eines haltlos-verträumten und sehnsüchtigen Frauenherzens, die unbittliche Schicksalhaftigkeit alles Geschehens und die Dunkelheit und Undurchsichtigkeit des Lebendigen. Zuweilen benuzt Dominik Bilder und Gleichnisse von fremdartiger Besonderheit und Kühnheit, bedient sich einer gehobenen und klingenden Sprache, ohne doch jemals gesucht zu erscheinen, sondern immer nur als das, was er ist: ein Meister des Stils, der die Worte glühend macht und hämmert, bis sie weich und geschmeidig werden, konformer Ausdruck seiner Gedanken und kongruentes Abbild seiner Gefühle, Empfindungen, Stimmungen und Gesichte — Rudolf Sikek tritt nur mit Versen auf, er ist Lyriker, aber ganz fern dem weichlichen und abgeklapperten Gestammel so vieler Aachdichter, sondern — bei großer Jugend — früh gereift und gebändig. Gestalter einer Landschaft, die ihm Erlebnis und Besitz geworden ist, der durch Menschenwerk und -kraft umgewandelten Landschaft der Industriereviere Oberschlesiens, mit ihren Halden, Hochöfen und Schächten, mit ihren herben, starken und harten Menschen. — Auch Elisabeth Grabowski, Alfons Handuk und Robert Korpiun treten mit schlichten Proben ihres Schaffens hervor. Einen selten starken, nachhaltigen Eindruck vermittelt die legendenhafte Novelle Willibald Köhlers „Anteus“, die mythisches Geschehen in den Bereich stärkster und ergreifendster Wirklichkeit rückt und einen Dämonismus visionär-künstlerischer Kraft offenbart, wie wir ihn selten finden.

Das Buch ist gut ohne Einschränkung. Dem Kritiker ist es eine seltene Freude, wenn er einmal ein solches Wort aus ehrlichem Herzen sagen darf. Möge es weite Verbreitung finden und Zeugnis ablegen für die starken Kräfte, die in der geistigen Provinz Schlesien tätig sind.

W o l f g a n g F e d e r a u

Carl Lange: *Harzbuch*, mit achtzehn Steinzeichnungen von Berthold Hellingrath. Verlag von Georg Stilke, Berlin.

Den Freunden des Harzes legt der Verlag von Georg Stilke in diesem mit großer Sorgfalt ausgestatteten Buche ein Geschenk auf den Tisch, das einer Zusammenarbeit von Dichter und Zeichner seine Entstehung verdankt. Ist Carl Lange der Harz seit den Tagen seiner Kindheit vertraut und längst wieder zu einer zweiten Heimat geworden, so wurde er Berthold Hellingrath erst vor kurzem zu einem Erlebnis, dessen Ausdruck und beredtes Zeugnis die Steinzeichnungen zu diesem Buche sind. Goslar, die alte Kaiserstadt mit ihrer altdeutschen Architektur, der Brocken, Wernigerode, besonders Blankenburg, die Roßtrappe, Quedlinburg, Halberstadt — man braucht die Namen nur zu nennen, um ganze Schätze von Erinnerungen für alle Harzwanderer heraufzubeschwören. Von Hellingraths Stift in lockerem Strich festgehalten und dann auf den Stein übertragen, grüßen den Leser des Buches Einzelbilder aus den Bergen und Städten des Harzes, wie sie der Künstler erschaute und als besonders reizvoll empfand. Carl Lange hat eine Anzahl seiner Gedichte dazu ausgewählt, wie sie sich in ihm, dem jede neue Einklehr im Harz zu einer Heimkehr wurde, in der Stille der Berge und unter dem Rauschen der Harzwälder gestalteten. Ich habe erst kürzlich in einer längeren Studie in „Niedersachsen“ auf Langes Wesen und Lyrik hingewiesen und dort gesagt, was ich in ihm sehe und was ich von ihm erhoffe. Ich müßte mich wiederholen, wollte ich heute noch einmal darauf eingehen. „Zwei Freunde“, „Warum verstummst du, Nachtigall“, „Freundschaft“ — sind nach meiner Empfindung die schönsten und wohl gelungensten Gedichte in dem Buche. „Zwei Freunde“ möchte ich als ein Beispiel für die tiefe Naturbeseelung des Dichters hier anführen:

„Schon kränzt der Mond der Berge Rand.

Nun beugt die Nacht geschärft ihr Ohr

und süßelt sich inniger verwandt

dem Freunde, den sie sich erkor.

Nun flüstern sie — hörst du es nicht? —

Wie hell des Mondes Silberlicht

mit seiner dunklen Freundin spricht.“

Möge das schöne Buch, an dem nur die Verbindung zwischen dem Leinenband und dem aufgeklebten Farben-

druckbild ein wenig stört, viele besinnliche und dankbare Freunde finden.

Wilhelm Scharrelmann

Otto Weber: „Mein niedersächsisches Buch“ im Verlag H. G. Rathgens, Lüneburg.

Der Verfasser dieses Buches ist uns unter seinem Pseudonym Jürgen Uhde bekannt, und zwar aus dem „Niedersächsischen Zeitungsdienst“, der „Ostseerundschau“ und anderen Zeitschriften. Seine Skizzen und Novellen zeichnen sich durch einen schlichten, warmen Stil aus. So ist auch sein „Niedersächsisches Buch“ eine Sammlung schöner, kleiner Erzählungen, Jagdgeschichten, Märchen und Wanderfahrten, die alle von guter Beobachtungsgabe der Natur, Tiere und Menschen zeugen. Ein frischer Hauch von Wald und Heide, Wiege und Feld, Licht und Sonne strömt aus den Novellen, die in ihrer ganzen Art stark an unseren zu früh verstorbenen Hermann Löns erinnern. Diese inneren Beziehungen deutet auch die Widmung des Buches an „Dem Lönsforscher Wilhelm Deimann“. Die Gedichte, die sich hin und wieder in die Prosastücke eingliedern, sind einfach und volkstümlich gehalten. Das erste Buch Otto Webers ist ein vielversprechender Anfang. Seine Begabung liegt besonders auf dem Gebiete der Novellistik. Bildzeichnungen des Lüneburger Malers Sondermann ergänzen den Inhalt.

Carl Lange

Alfred Nawrath: „Im Reiche der Medea.“ Kaukasische Fahrten und Abenteuer im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1924.

Wladimir K. Arseniew: „In der Wildnis Ostsibiriens.“ Uebersetzt von Daniel. Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

Dr. Rudolf Asmis: „Als Wirtschaftspionier in Russisch-Asien“ im Verlag Georg Stilke, Berlin.

Auffallend ist die Zahl der Werke über Forschungen und Erlebnisse in fremden Ländern. Es sind nicht nur Erinnerungen, sondern der Wunsch und Wille nach neuen Entdeckungen, neuen Erfahrungen und Erkenntnissen. Uns interessieren hier besonders die

Werke, die den weiteren Osten betreffen. Die Schriftleitung der Zeitschrift hat sich bereit erklärt, in dem Sonderheft über „Rußland“ ausführlicher auf diese Bücher zurückzukommen.

Ein reich bebildertes Buch mit eigenen Aufnahmen des Verfassers ist soeben im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, über kaukasische Fahrten und Abenteuer unter dem Titel „Im Reiche der Medea“ von Alfred Nawrath herausgekommen. Es führt uns in ein viel umstrittenes Kampfgebiet, an die Gestade der alten Kultur, in denen die Wirkungen des Weltkrieges viel nachhaltiger sind, als die meisten von uns wissen. Durch die Reisen des Verfassers ins Innere des Kaukasus kann er scharfe Streiflichter über Sowjetrußland geben. Man spürt, wie hier alles mit dem Herzen erlebt und gestaltet ist und doch mit klarem Auge gesehen.

Im Verlag August Scherl gab Wladimir K. Arseniew ein Buch über das noch kaum erschlossene Wirtschaftsgebiet Ostsibiriens heraus. Frithjof Nansen schrieb das Geleitwort für diesen ersten Band der deutschen Ausgabe, der noch weitere Bände folgen sollen. Das Gesamtwerk wird die Hauptquelle für die Kenntnis des zukunftsreichen Ostsibirien bilden und ein großzügiger Wegweiser für Handel und Industrie sein.

Grundlegende Kenntnisse bringt das Werk für Ethnologie, Zoologie, Botanik, Geologie und Geographie. In spannenden Reiseberichten schildert der vorliegende erste Band eine Expedition von Wladimirostok über den Dadjanschan zum Chankasee und Reisen im Gebirgszug des Sichote-alin bis zum Flußgebiet des Iman. Höchst eigenartige Begebenheiten mit den buntgemischten Einwohnern des Landes, die sich aus Golden und Udehesen, der alten Urbevölkerung, aus Taten, Chinesen, Koreanern und aus russischen Ansiedlern zusammensetzen. Gefährliche Jagdabenteuer mit der hochinteressanten Tierwelt und gewaltige Naturerlebnisse in dem urwaldbedeckten Gebirgsland geben ein charakteristisches, fesselndes Bild von dem noch so wenig bekannten Gebiet und seinem Reichtum an ungehobenen Naturschätzen.

Im Verlag Georg Stilke, Berlin, hat der Botschaftsrat Dr. Rudolf Asmis seine Tagebuchblätter mit 96 Abbildungen erscheinen lassen, die seine Erlebnisse in Russisch-Asien wiedergeben. Der Verfasser schreibt in seinem Geleitwort, daß diese Aufzeichnungen durchaus kein wissenschaftliches Reiseumwerk, auch kein wirtschaftliches oder handelspolitisches Nachschlagebuch vorstellen, sondern mit den beigelegten photographischen Aufnahmen lediglich dazu beitragen wollen, die Kenntnis jener Gebiete, wie sie sich nach der russischen Revolution dem Ausländer darstellen, zu verallgemeinern und damit die Aufnahme wirtschaftlicher Beziehungen zu erleichtern.

Der Verlag hat diesem Werk eine würdige Ausstattung gegeben.

Müller-Ahrend

Kurt Baschwitz: „Der Massenwahn, seine Wirkung und seine Beherrschung.“ München, 1923, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, Preis 4 Mark.

Wirkungsvolle Einblicke und Aufschlüsse über die Erscheinungen des Massenwahns und die Wirkungen des Völkerrasses gibt uns dies aufklärende, als Erziehungsbuch für unsere Zeit und unser Volk wesentliche Werk, das sich durch Objektivität des Verfassers auszeichnet und jedem Deutschen warm empfohlen werden kann. Durch geschichtliche Beispiele und Vergleiche zeigt uns der Verfasser, wie immer wieder der Massenwahn in das Rad der Geschichte eingreift und von einschneidenden Wirkungen ist. Das geistvolle und spannend geschriebene Buch kann uns besonders auf viele Irrtümer, auch in bezug auf die Neutralen, befreien und so mit dazu dienen, zur klareren Erkenntnis des Kriegsendes beizutragen.

Müller-Ahrend

Paul Enderling: „Die Glocken von Danzig“ mit vier ganzseitigen Bildern von Berthold Hellingrath, Oktavformat. Halbleinen. K. Thienemanns Verlag in Stuttgart. 3 Mark.

Den Danzigfreunden sind die Bücher Paul Enderlings eine willkommene Gabe. Seine Werke sind ein Beweis der Sehnsucht des in Stuttgart lebenden Dichters und seiner Liebe zu seiner Heimatstadt Danzig. Auch dies in dem bekannten

Jugendverlag K. Thienemann erschienene neue Buch spielt dort im Jahre 1577 zur Zeit des Polenkönigs Stephan Bathory. Der Sohn des Rats Herrn Giese kommt von abenteuerlicher Fahrt mit seinem Freunde Bartel Knopf in seine Heimat zurück und besiegt durch Mut und Entschlossenheit das Herz des Vaters. Es ist ein starkes Bekenntnis zum Deutschtum, das mit einer Reihe geschichtlicher Bilder im alten Danzig darstellt wird. Die klare, spannende Erzählungsform macht es besonders für die Jugend geeignet. Die Bilder Hellingraths hätten besser gewählt sein können.

Thomas

Arthur Graf Gobineau: „Die Renaissance.“ „Historische Szenen.“ Deutsch von Otto Flake (Propyläen-Verlag, Berlin 1924. Werke der Weltliteratur).

Gobineau gehört zu denjenigen Franzosen, die Deutschland nicht nur kennen, sondern auch hochschätzen und ihm unter den Staaten Europas einen besonderen Platz und eine besondere Rolle zuweisen. Die Art, wie er der Geschichte und deren großen Epochen gegenübersteht, wie er sie auffaßt, läßt in ihm nicht allein den Germanenfreund, sondern auch eine tief wurzelnde germanische Anlage erkennen. Wie für den deutschen Menschen Geschichte die Progression ins Unendliche, die Kette des Unvollendeten ist, so hat sie auch für ihn etwas Metaphysisches. Dieses Metaphysische heißt: Suche der Form. „Geschichte ist ein Kampf um die Macht, aber die Macht ein Mittel durch Diktatur das Chaos in Ordnung zu verwandeln“. Das treibende Motiv der italienischen Geschichte findet Gobineau in der Renaissance und es heißt: „Die italienische Zerrissenheit in die italienische Einheit überführen“. „Die Renaissance“ — eines seiner tüchtigsten Bücher — öffnet dem Leser die Augen und lehrt ihn so manches anders sehen und beurteilen, als er sonst bis nunzu gewohnt war. Es kommt darin nicht allein Gobineau, der Dichter zu Wort, sondern auch der Menschenkenner, der Diplomat, der die Welthandeln kennt und den Dichter kontrolliert. Er weiß um das Geheimnis dieser Welthandeln. Es ist die Expansion und in ihr der Wille zur Einheit. Ein Bild reichen, bunten Lebens wird vor unseren Augen aufgerollt, nicht nur mit seiner Größe und seinem unbändigen Willen zur Macht,

sondern auch mit seiner Kleinheit und Ohnmacht — kurz: mit seinem unaufhaltbaren Drang zum Untergange. Mit Savonarola, dem Aufruf beginnt das Buch, führt dann über Cesare Borgia, Julius II., Leo X. und Michelangelo um in eine Ironie auszuklingen, die in der Ideenverwirklichung durch die Askese Karls V. und Philipps II. zutage tritt. Das rauschende, von individuellem Leben überschäumende Italien wird in ein Grab des Gehorams verwandelt. Am packendsten ist die Gestalt Julius II. gezeichnet. Gobineau ist kein Schwärmer, er ist Realist, erbarmungsloser Realist, zumal in der Schilderung menschlicher Dummheit, die heute schon das bespottet, was sie gestern erst bejubelt hat. Indem er die Maestrymphonie oder vielmehr Polyphonie jener Zeit behandelt, kann er nicht umhin, ihrer einzigen idealen Stimme gerecht zu werden, d. i. der Kunst. Und da bricht an einzelnen Stellen die französische Sentimentalität durch, besonders dort, wo er die Künstler ihrem eigenen Schaffen und Geschöpf gegenübergestellt. Der alternde Michelangelo ist der einzig versöhnliche Zug in diesem interessanten Gemälde des Niedergangs, er wird gleichfalls zum Symbol des schöpferischen Menschen im Gegensatz zu Machiavelli, dem nur kombinierenden. Die Zeit für Gobineaus „Renaissance“ ist für uns in Deutschland — wie der Uebersetzer sagt — erst heute gekommen. Die nach dem Weltkrieg einsetzende Umgrabung der Wurzeln dient dem ewigen Versuch der deutschen Rasse, zur Metaphysik dessen vorzudringen, was für den romanischen Gegenpieler kein metaphysisches Phänomen ist: die Geschichte.

Hermann Sternbach

Die Schönheit der Farbe in der Kunst und im täglichen Leben. Mit einer Farbtafel von M. Bernstein. Delphinverlag München. Geheftet 18 Mark, gebunden in Pappband 25 Mark.

Die Ausgestaltung des Heimes ist kennzeichnend für den Besitzer. Das gleiche gilt für die Auswahl der Farbe, die nicht nur für den frei schaffenden Künstler wirkungsvolles Material bietet. Der Verlag hat sich ein Verdienst erworben, daß er mit dem Buch über die Schönheit der Farbe eine Darstellung der Farben im einzelnen gibt und uns über ihr Wesen und ihre Wirkungen im Kreise der Naturerscheinungen unterrichtet. Vieles, das uns selbstverständlich

erscheint, findet hier seine Aufklärung und niemand wird das Buch ohne Nutzen und ohne neue Anregung aus der Hand legen.

Müller-Ahrend

Paul Schubring: „Fra Angelico“; Alfred Kühn: „Max Liebermann“ (beide: Delphin-Verlag, München).

Kunstgaben für Schule und Haus“: Paul Konewka: „Schwarzes Allerlei“; Ludwig Richter: „Vater Unser“; Ludwig Richter: „Lust und Lachen“; Hans Holbein d. J.: „Großer Totentanz.“ Alle: Verlag Georg Wiegand, Leipzig.

Dresdner: „Schwedische und norwegische Kunst seit der Renaissance.“ Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.

Als neueste Bände der „Kleinen Delphin-Kunstabücher“ liegen die Arbeiten Schubrings und Kuhns vor. Sie reihen sich den früher erschienenen Bändchen der auf mehr denn sechzig Nummern angewachsenen Sammlung würdig an und werden dazu beitragen, das Verständnis für die beiden in ihnen behandelten Maler zu vertiefen; wer sich eine wohlfeile und dabei wirklich gute Kunstbibliothek anlegen will, sei immer wieder auf die Delphin-Kunstabücher hingewiesen.

Die „Kunstgaben für Schule und Haus“ des Verlags Wiegand in Leipzig wollen gleichfalls dem Kunstverständnis und der Freude an den Schöpfungen der Kunst in weitesten Kreisen die Wege ebnen. Die mir vorliegenden Bändchen geben Konewkas fröhliche Schattenkunst und zwei Ludwig Richter gewidmete Hefte, die die Vater-Unser-Bilder des Meisters und fröhliche Arbeiten seiner vorbildlichen Holzschnittkunst enthalten. Holbeins „Totentanz“ bildet den Inhalt eines vierten Heftes. Auch diese Sammlung verdient Förderung durch alle, die durch wohlfeile Kunstgaben Geschmack und künstlerisches Verstehen zu heben sich bemühen.

Im Rahmen seiner Jedermanns-Bücherei läßt der Verlag Hirt in Breslau Albert Dresdner über schwedische und norwegische Kunst seit der Renaissance sprechen. Zum erstenmal wird hier der Versuch gemacht, die neuere schwedische und norwegische Kunst einer zusammenfassenden Schilderung in deutscher Sprache zu unterziehen. Das Buch wird, sowohl durch den gut unterrichtenden, auf genauere Sachkenntnis beruhenden Text, als auch

durch die gut reproduzierten Bildbeigaben der Vertiefung des Verständnisses für die nordische Kunst dienlich sein.

Hans Gäßgen

Eine neue Heimatzeitschrift. Einer der regsamsten ostdeutschen Zeitschriftenverleger, Wilh. Gottlieb Korn in Breslau — seinen „Heger“ kennt jeder Jägermann —, hat eine neue Monatschrift gegründet, deren erste Nummer unter dem Titel „Ostdeutscher Naturwart“ am 1. Oktober 1924 erschienen ist. Dieser Name bedeutet schon das rechte Programm und stellt der Zeitschrift richtige und zeitgemäße Aufgaben. Wer auf der hohen „Warte“ steht, sieht die Lande zu seinen Füßen klar und übersichtlich ausbreiten; aber auch in weiter, weiter Ferne erspäht sein suchendes Auge noch manches Ziel, und ob seinem Haupte flammen die ewigen Sterne, von denen der Lichtstrahl Jahrhunderte braucht, ehe er das Auge des kleinen und mit seinem Geiste doch weltumspannenden Menschen erreicht hat. Dieser Auffassung vom Beruf einer naturwissenschaftlichen Heimatwarte entspricht auch der Inhalt der ersten Nummer des Ostdeutschen Naturwartes. Der größte Teil der Zeitschrift ist der ostdeutschen Heimat gewidmet, aber von den naturwissenschaftlichen Sammlungen der freien Stadt Danzig und dem Vogelleben ihrer Gärten, von dem ostdeutschen Eichwald, dem Hange des Riesengebirges und den Horstplätzen des seltenen Schwarzstorchs fliegt unser Blick in weite Fernen, wo die Rauchlinie des Vesuvius zu Neapels blauem Golf hinabschaut. Aufsätze über den Planeten Mars und die Zersplitterung der Atomkerne suchen uns sogar die Geheimnisse der Astrophysik und der Chemie näherzubringen.

Schon in dieser ersten Nummer erbrachte der Herausgeber des Naturwarts, Dr. Hans Neumann-Niegnitz, den Beweis, daß er für seine Aufgabe der richtige Mann ist. Vergeblich suchen wir in seiner Monatschrift nach jenen schematischen Aufsätzen, die lange Zeit hindurch der Gluck unseres heimatkundlichen Schrifttums waren und manchem buchstäblich zum Halse herauskommen mochten. Immer wieder und wieder erzählten sie uns von ganz bestimmten Denkmälern, über die man das reiche Naturleben ihrer Umgebung schier vergaß, so daß der Raum versank und nur ein paar Bäder-

kreuzchen übrigblieben. Von den Kormoranhorsten an diesem oder jenem See hatte jeder gehört, aber von der Eigenart der weiten Wälder, die sie umgeben, besaß kein Großstädter eine rechte Vorstellung. Ueber die Eibenkolonie im Zisbusch konnte uns jeder naturwissenschaftlich angeregte Landsmann lange Vorträge halten, aber die Tucheler Heide und ihre silberklaren, laubbeschatteten Flüßchen blieben den meisten eine fremde Welt.

Fritz Braun

Eudwig Reeg: „Das Gedicht Gottes“ (Verlag C. H. Beck, München).

Alle paar Jahre einmal tritt aus der stillen Dichterklause Eudwig Reegs ein kleines, schmales, innerlich unendlich reiches Büchlein hervor, findet Eingang bei den Stillen im Lande und macht ihre Abendstunden hell und beglückt. „Das Gedicht Gottes“ ist Reegs neueste Schrift, handelnd „Von Jesu Schau und Glaube“. Innerlich reise Menschen, Menschen, die nichts gemein haben mit Tagesgrößen und ihren rasch verklungenen „Werken“, Leser, die von einem Buche Förderung der Seele erhoffen, werden von Reegs tief religiösem Buche bereichert sein; es erschließt sich nicht leicht, denn es spricht von Dingen, für die unsere Sprache nur ein ungenügendes Werkzeug ist. Es will mehr erlebt, als gelesen sein.

Hans Gäßgen

Eudwig Finckh: „Sudetendeutsche Streife.“ Falkenverlag in Dresden-Blasewitz und Leipzig.

Ein kleines Büchlein Eudwig Finckhs führt uns zu den Sudetendeutschen und deren schwerem Kampf um ihr Volkstum. Eine Reihe anschaulicher Bilder begleiten den Text, der uns wieder den Beweis für die Liebe und das Verständnis des Verfassers an den Grenz- und Rassenfragen gibt.

C. L.

Der neueste Roman von Frank Thieß, dem Verfasser von „Die Verdammten“, „Angelika ten Swaart“, „Der Tod von Falern“, „Das Gesicht des Jahrhunderts“, und anderer Werke, ist soeben unter dem Titel „Der Leibhaftige“ im Verlag von J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart erschienen, der wieder die Vorzüge fesselnder Erzählungskunst und anschaulicher Bildkraft zeigt. Frank Thieß gehört zweifellos zu den stärksten Talenten unserer Zeit.

Thomas

Neue Bücher des Verlages Philipp Reclam jun., Leipzig.

In geschmackvoll gebundenen Reclam-Bändchen hat der Verlag wertvolle neue und alte Werke in seiner bekannten Bibliothek herausgegeben. Die Goethebiographie von Julius R. Haarhaus liegt in verbesserter, erheblich erweiterter Neubearbeitung vor. Alle bemerkenswerten Neuererscheinungen der Goethe-Literatur sind berücksichtigt: der Urfaust, der Briefwechsel mit Christiane, das Buch Annette u. a. m.

Zu den Reclambänden „Ali der Knecht“, „Ali der Pächter“ und einem Bändchen „Ausgewählter Erzählungen“ von Gotthelf hat sich nun auch noch die Novelle „Die schwarze Spinne“ gesellt. Gotthelf, der große Schweizer Volkspädagoge, ist ein hervorragender Schilderer des Bauernlebens. Das kommt wieder in der vorliegenden Erzählung charakteristisch zum Ausdruck.

Ebenfalls ein Schweizer ist R. J. Lang; er ist ein Satyriker und feinsinniger Beobachter des Kleinstadtlebens. Seine Schützennovelle „Der Lorbeerkrantz“ gibt ein lebenswahres Bild eines schweizerischen Schützenfestes und ist so überzeugend echt geschildert, daß man sich beim Lesen mitten unter seinen Gestalten glaubt.

Als Neuheit finden wir Ricarda Huch in der Reclambibliothek vertreten. Mit feinem, geistreichen Humor hat sie in den beiden Novellen „Der neue Heilige“ und Hahn von Osnabrück die Charaktere gezeichnet. Es sind zwei köstliche Geschichten.

In Dr. Viktor Engelhardt: „Die geistige Kultur Indiens und Ostasiens“ schildert der Verfasser die Entwicklung der östlichen Kulturen und führt uns in allgemein verständlicher Sprache zu dem religiösen, philosophischen, künstlerischen und wirtschaftlichen Leben der Inder und Ostasien. Für den, der sich mit den Problemen des fernen Ostens beschäftigt, ist das Buch ein guter Wegbegleiter. In dem Novellenbändchen Per Hallströms zeigt sich besonders in den Erzählungen „Das ewig Männliche“ und das „Wrack“ die Eigenart des Schweden; mit tiefem Verständnis und seltener Zartheit dringt der Verfasser in die Seelen der Menschen und die Seele der Natur.

Alle diese Bändchen sind einfach und vornehm in ihrer Ausstattung und bestätigen den guten Ruf der Reclambibliothek. Müller-Ahren d

Ludwig Bäte: „Mond über Nippenburg.“ Ein deutscher Idyllenfranz. Carl Schünemann, Verlag, Bremen. „Melle, eine deutsche Kleinstadt.“ Verlag J. f. Selige, Melle.

Nicht ohne Berechtigung wird Ludwig Bäte in der ausgezeichneten Zeitschrift „Die Literatur“ ein Spitzweg der Feder genannt. Er weiß es, mit seinem Stift die seelischen Bewegungen und anscheinend unscheinbaren Erlebnisse der Vergangenheit zu erklären. Wie gern wandern wir mit ihm in die deutsche Idylle „Mond über Nippenburg“ und besuchen Ruisdael, Klopstock, Herder, Eckermann, Grabbe, Hebbel und seinen geliebten Storm, um nur einige zu nennen. Das reizend und liebevoll ausgestattete Bändchen erschien im Verlag Carl Schünemann, Bremen, dessen glänzende Entwicklung aufmerken läßt und über dessen Wirken für Norddeutschland und die kürzlich gegründete Vereinigung norddeutscher Dichter „Die Kogge“ wir bald ausführlicher berichten. Die Zeitschrift des Verlages „Niedersachsen“ hat gleichfalls einen schnellen Aufschwung nach Wiedererscheinen genommen. Bätes Wohnort, Melle, mit seinem neuen Glockenspiel, seiner freudigen Farbigkeit, seinen Künstlermappen, seinem Ehrenfriedhof und seiner Literatur über diese vorbildliche Kleinstadt zeigt eine sicher nicht ganz zufällige geistige Regsamkeit und Teilnahme an fortschrittlicher Entwicklung. Dafür ist auch ein neu herausgegebenes Sammelwerk „Melle, eine deutsche Kleinstadt“ ein sichtbares Zeichen. Das Buch ist mit Sorgfalt und Liebe und vortrefflichen Bildern ausgestattet. Carl Lange

Fritz Adler: „Aus Stralsunds Vergangenheit.“ 2. Teile. Pommerische Heimatkunde, 3. und 4. Band Dr. Karl Moninger, Greifswald. 1922 und 1923. 104 und 112 Seiten.

In zwei Bändchen der vom Verlage Dr. Karl Moninger in Greifswald herausgegebenen Sammlung „Pommerische Heimatkunde“, für die Dr. fr. Adler selbst und der Altmeister pommerischer Geschichte Dr. M. Wahrmann als verantwortliche Herausgeber zeichnen, plant Dr. Fritz Adler über die Geschichte Stralsunds. Er gibt nicht eigentlich eine zusammenhängende Darstellung dieser Geschichte, sondern greift die markantesten Zeitschnitte, deren Zahl bei Stralsund allerdings so groß ist wie

kaum bei einer andern pommerschen Stadt, heraus, um an ihnen die Entwicklung dieser alten Hansestadt, ihre so vielartigen Erlebnisse anschaulich weiter zu beleben. So ergibt sich eine Reihe überaus lebendiger Einzelbilder von geschlossener Wirkuna, aus denen der Typus der behandelten Zeit klar und deutlich zu uns spricht, wodurch uns die Geschichte der einen Stadt zu einer Art Sinnbild der deutschen Geschichte wird. Sachlichkeit paart sich mit Farbigkeit des Stils. Was aber besonders gefällt, ist der Sinn für die Bedeutung großer Persönlichkeiten. So ist diese Stadtgeschichte als ein wertvoller Beitrag zur pommerschen Heimatkunde zu begrüßen und vermag auch über die Grenzen der Stadt Stralsund, ja über die Grenzen Pommerns hinaus, den zu fesseln, der Sinn für Geschichte besitzt.

Ernst Lemke

Alexander v. Humboldt: „**Natur- und Kulturschilderungen**“ (Bibliographisches Institut, Leipzig).

In einem geschmackvollen, soliden Leinenband legt der bekannte Verlag diese Auswahl aus Humboldts klassischen Werken „Ansichten der Natur“, „Relation historique du voyage aux regions equinoxiales du nouveau continent“, „Kleinere Schriften“ und „Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne“ vor. Karl H. Diegel, der Herausgeber,

hat mit geschickter Hand aus den umfangreichen Büchern Humboldts das für moderne Leser in erster Linie in Betracht kommende zusammengestellt, hat das nicht mehr Lebendige gestrichen und so auf 250 Seiten einen Querschnitt durch die Veröffentlichungen eines Großen gegeben, der ein anschauliches Bild gibt von der überragenden Persönlichkeit des Forschers und Menschen Humboldt.

Hans Gäßgen

Danziger Messe. Die Danziger Oktobermesse 1924 hat in allen Teilen befriedigenden Verlauf genommen; sie war von 900 Firmen aus 20 verschiedenen Ländern besetzt. Für die einzelnen Firmen bedeutete die Teilnahme an der Danziger Messe ein gutes Geschäft, da die Messe von 50—60 000 Personen besucht war. Es waren Einkäufer speziell aus Danzig und Polen, ferner aber auch aus den baltischen und skandinavischen Staaten erschienen. Die Zufriedenheit der ausstellenden Firmen kam auch dadurch zum Ausdruck, daß ein größerer Teil der Aussteller ihre Plätze für die Danziger Mustermesse 1925 belegten. Die Danziger Frühjahrsmesse wird in den Tagen vom 5. bis 8. Februar und die Danziger Herbstmesse vom 20. bis 23. August 1925 stattfinden.

Redaktionelle Notiz

Eine gerade ideale Verteilung der Perioden körperlicher Erholung und geistiger Anregung zeigt sich in dem Programm, das die Hugo-Stinnes-Linien für die große Mittelmeeresfahrt ihres Dampfers „General San Martin“ im Vorfrühling 1925 aufgestellt haben. 68 Tage wird das Schiff unterwegs sein, aber seine Reise weist 2 Etappen auf, von denen jede einzelne dem Passagier, der nicht die ganze Fahrt mitmachen kann oder will, ein in sich geschlossenes Bild von den Reizen und Schönheiten des Mittelmeeres gibt. Längere Seereisen wechseln mit eindrucksvollen Einblicken in die fremden Länder, die das Schiff anläuft, und Namen wie Madeira, Venedig, Athen, Konstantinopel, Luxor mögen eine kleine Auswahl aus der reichen Fülle des Sehenswerten geben, das die Hugo-Stinnes-Linien sowohl ihren durch frühere Fahrten erworbenen wie durch diese Reise zu gewinnenden Freunden bieten werden.

Der in bunten Farben gehaltene künstlerische Prospekt, den die Hugo-Stinnes-Linien herausgegeben haben, gibt genaue Einzelheiten über die Fahrt an und wird sowohl durch seinen Inhalt wie sein äußeres Gewand in vielen die Reiseflust wecken und fördern.

Auf die gleichzeitige Anzeige in diesem Heft sei ausdrücklich hingewiesen.

NEUE WERKE VON **FRITZ GÖRRES**

110 Sinngedichte u. Satiren

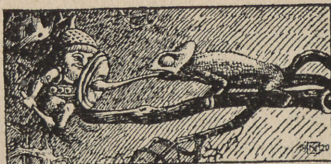
Broschiert 1.75 M., Ganzleinen 2.50 M.

„Zwerge und Kobolde“

Ein Bilderbuch (mit Gedichten, Lied und Noten)

für Kinder bis 12 Jahre

In dauerhaftem Einband 4.— M.

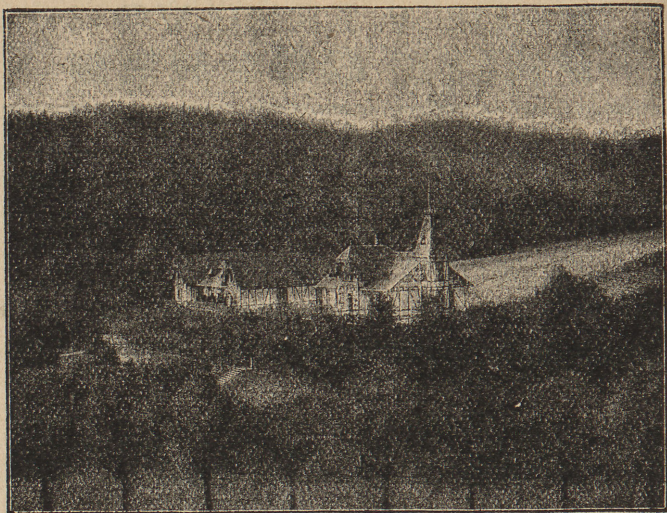


940]

Durch jede gute Buchhandlung

**BUCH- UND KUNSTDRUCKVERLAG C. SCHULZE
ESSEN**

Postscheckkonto 587 Dortmund



STRAUCHMÜHLE

Idyllischer Luftkurort im Walde bei Oliva

BESITZER: ALBERT LEITZKE

Fernsprecher: Strauchmühle, Amt Oliva No. 1

Mit dem Südharz vergleichbar / 10 Minuten Fußweg von
Oliva / 15 Minuten Bahnfahrt Danzig, 5 Minuten Zoppot
Straßenbahn 10 Minuten Glettkau, 30 Minuten Danzig
Gut eingerichtete Zimmer mit Balkon in sonniger Lage
mit und ohne Pension / Warme Bäder / Eigene Kraft-
anlage für Licht- und Wasserleitung / Zentralheizung

SEHR GEEIGNET FÜR ERHOLUNGSBEDÜRFTIGE

Beste Verpflegung, da eigene Landwirtschaft von 90 Morgen,
Obstgärten, Forellenteiche

295]

Eigene Gespanne, auch mit Landauer, jeder Zeit zu haben

ZOPPOT

(Freie Stadt Danzig)

„Die sonnigen Herbsttage an der Ostsee“

Einreise:

Zur Einreise in den Freistaat Danzig ist stets der Auslandspaß und die Unbedenklichkeitserklärung des zuständigen Finanzamtes erforderlich. Ein Danziger Sichtvermerk wird nicht benötigt. Für die Fahrt durch den polnischen Korridor ist das polnische Visum notwendig.

Es ist erhältlich in allen polnischen Konsulaten, sonst im **Polnischen Paßbüro: Berlin, Kurfürstenstrasse 137**
Dienststunden nur vormittags

Reiseverbindungen nach Zoppot/Danzig:

a) Ohne poln. Visum:

Mit Flugzeug ab Berlin mittags } an allen
„ Königsberg morgens } Wochentagen

Mit Dampfer „ Swinemünde jeden Montag u. Donnerstag,
7 Uhr abends mit Salondampfer „Odin“
„ Pillau jeden Mittwoch und Sonnabend,
8,45 vormittags mit Salondampfer „Odin“
„ Königsberg jeden Montag, Mittwoch und
Freitag, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm. im Binnenverkehr
mit Salondampfer „Königin Louise“

Eisenbahnverbindung. Von Berlin durchgehende Züge
bis Marienburg

Von Marienburg nach Danzig Kleinbahn, Flugzeug und
ständiger Autoverkehr

b) Mit poln. Visum über Stettin-Stolp: ab Berlin 8 Uhr vorm.,
an Zoppot 5,44 nachm.

374]

Kasino

Das ganze Jahr geöffnet

Roulette

von vorm. 11 Uhr bis nachts 12 Uhr

Minimum 2 Gulden
Maximum 2400 Gulden

Baccara

von nachmittags bis morgens 7 Uhr

Gespielt wird in Danziger Gulden (25 Gulden = 1 englisches Pfund)
Alle Devisen werden an unseren Kassen in Zahlung genommen

Erschöpfende Auskunft durch: unsere Vertretungsbüros (Reisebüros)
in allen größeren Städten des In- und
Auslandes; unser offizielles Verkehrsbüro in Berlin W, Pavillon Rankestr. 1
(Ecke Kurfürstendamm), Tel. Bismarck 5067; die Geschäftsstellen des Deut-
schen Ostseebäder-Verbandes; das Verkehrsbüro des Casinos in Zoppot

Goeben ist erschienen:

Der Geist der deutschen Reichsverfassung

von

Joh. Victor Bredt

Dr. jur. et phil.

o. ö. Professor der Rechte

Mitglied des Reichstags und Landtags

465 Seiten. Geheftet 8. — M. In Halbleder geb. 12. — M.

Mehr als fünf Jahre sind verflossen, seitdem die neue Reichsverfassung von Weimar in Kraft getreten ist. Damals wußte noch niemand, wohin das Deutsche Vaterland eigentlich steuerte, und was die nächsten Zeiten noch bringen würden. Heute haben sich die Verhältnisse so weit gefestigt, daß wir mit Ruhe übersehen können, was um uns herum geschieht. Es ist daher an der Zeit, zu betrachten, wie die in der Reichsverfassung aufgestellten Grundsätze gewirkt haben und wie die Reichsverfassung sich bewährt. Es handelt sich darum, die der Verfassung zugrunde liegenden Gedanken und ihre weiter fortwirkenden Kräfte zu erfassen und darzustellen. Im vorliegenden Buche steht daher neben dem formalen Staatsrechte im Vordergrunde die Politik, aber nicht etwa als parteipolitische Kritik, sondern in der Weise, daß die politischen Kräfte, welche die Reichsverfassung geweckt und ausgelöst hat, mit in Rechnung gestellt werden. Auch die verfassungsmäßigen und politischen Zustände vor der Umwälzung sind mit herangezogen worden, denn sie haben in stärkerer Weise fortgewirkt, als es vielleicht zu Anfang erkannt wurde.

Der Verfasser ist gerade zu solcher Arbeit besonders berufen, weil er seit 1911 als Abgeordneter mitten im politischen Leben steht und gerade die Ereignisse von 1919 an der Quelle mit beobachten konnte. Es sind daher auch zahlreiche persönliche Beobachtungen wiedergegeben, welche dem Buche eine gewisse persönliche Note geben.

Berlin NW1

Dorotheenstr. 65

Georg Stiffe

Verlagsbuchhandlung

Soeben erschien:

Als Wirtschaftspionier in Russisch-Asien

TAGEBUCHBLÄTTER

von

Dr. Rudolf Asmis,

Botschafterat

Mit 96 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und einer Karte.

8°. XII, 234 Seiten.

Geheftet 13 Mk. In Leinen geb. 15 Mk.

Das vorliegende Werk gewährt einen tiefen Einblick in die Wirtschaftslage des gewaltigen Nachbarreiches. Der Verfasser hat auf Grund persönlicher Eindrücke auf seiner Reise ein Buch geschaffen, das allen am Aussenhandel interessierten Kreisen hochwillkommen sein muß. Mit der großen handelspolitischen Bedeutung dieses Buches geht aber ein anderer Nutzen Hand in Hand. Seit fast 10 Jahren haben wir keine zuverlässigen Nachrichten über die Zustände in dem russischen Riesenreich, da alle Berichte und Mitteilungen stets einseitig waren, zuweilen sogar unzuverlässig und politisch gefärbt. Dr. Rudolf Asmis bietet uns in fesselnder Darstellung einen Überblick über die gegenwärtigen Verhältnisse im heutigen Rußland. Wer diese Tagebuchblätter liest, gewinnt einen scharfumrissenen Einblick von den zahllosen Möglichkeiten, die der deutschen Industrie und Kaufmannschaft hier offen stehen. Es ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, daß er seinen Text in eine Form kleidete, die allen Kreisen willkommen sein wird. Kein wissenschaftliches Reisewerk, auch kein wirtschaftliches Nachschlagebuch ist hier geschaffen worden, sondern ein Werk, das beides in glücklichster Form vereinigt und jedem, der an den hier aufgeworfenen Fragen beteiligt ist, als hervorragender Wegweiser ausgezeichnete Dienste leisten wird.

Berlin NW. 7

Dorotheenstr. 65

Georg Stilke,

Verlagsbuchhandlung

„DER LACHS“

die älteste Likörfabrik Danzigs, feierte am 6. Juli 1923 ihr 325 jähriges Jubiläum und hat anlässlich dieses seltenen Festtages nennenswerte Stiftungen für soziale Zwecke seiner Vaterstadt Danzig zur Verfügung gestellt. Im Jahre 1598 gegründet, hat die Firma ununterbrochen gearbeitet, Freud und Leid Danzigs sind mit ihrem Schicksal unwandelbar verknüpft. Wie jetzt Danzig als internationale Handelsstadt sich aufschwingt, so spiegelt sich diese Richtung auch in dieser ehrwürdigen Firma wieder. Eine Zweigniederlassung ist in Berlin errichtet, die durch ihre moderne Einrichtung, sinnreiche Anordnung der Apparate, ein Muster heutiger Fabrikationstechnik darstellt. Die Herstellung geschieht auch dort nach dem einzigartigen Danziger Lachsrezept, welches aus Holland stammend, sich seit 300 Jahren in der Firma vererbt hat. Nicht Essenzen und Typagen, nur erstklassige Drogen und Kräuter werden verwendet, und die köstlichen Ingredienzen sind es, die den Weltruf des Lachses geschaffen haben. Möge das „Goldwasser“ des Lachses ein glückbringendes Symbol für kommende Zeiten sein, die nichts mehr von Papierentwertung, Luxussteuer und Zollmultiplikator wissen.



Dachpappen- und Zementwaren-Fabrik

H. Santfe, Schneidemühl

Albrechtstraße 15

Telefon Nr. 13.



[389]

Baumaterialienhandlung, Bedachungsgeschäft

Lager in allen Dachmaterialien, Chamottwaren, Kanalisations-
Artikeln, Krippenschalen, Kalk, Gips, Rohr usw.



1. Keil-Danzig-Briefmarken-Spezial-
album, dreisprachig, auswechselbar M. 2,50 [871]
2. dasselbe, in Kalikoklemmfeder-
rücken, holzfreies, weißes Papier . . . „ 7,50
3. Keil Danzigmarken-Katalog . . . „ 1,50

Position 1 und 3 zusammen M. 3.20

Danzigmarken aller Ausgaben

Sammlungen oder Ergänzung derselb., in Sätzen u. einzeln liefert

Fa. M. Keil, Danzig-Langfuhr, — Telefon: 5500. —
Birkenallee 3a. Postsch.-Konto: Stettin 14606

Hotel Deutsches Haus

Telefon: Nr. 34.

Dt. Krone

Telefon: Nr. 34.

Spezial-Haus für reisende Kaufleute. Gute bürgerliche Küche.

Omnibus zu allen Zügen am Ostbahnhof. :: Autogarage.

* *

Besitzer: Carl Leitzke.

[384]

Tilsiter Zeitung

Unabhängige nationale Tageszeitung

83. Jahrgang

In Stadt und Land
altangesehenes Organ

Verlag

deutscher u. litauischer Bücher

(u. a.: E. Quentfn — Dr. Rehländer
„Tilsit 1914—1919“)

sowie

Anfertigung

moderner Drucksachen

empfehl

Verlagsbuchhandlung u. Buchdruckerei

J. Rehländer & Sohn,

Tilsit

Lesen Sie ständig das

„Posener Tageblatt“

verbunden mit

Posener Warte!

Größte Auflage im Posener Bezirk.

Maßgebende politische, deutsche Tages-
zeitung / Erstklassige Originalartikel /
Vielseitiger Depeschen- und zuverlässiger
Nachrichtendienst / Handelsblatt ersten
Ranges.

Vorzügliches Insertions-Organ

Beliebtes Familienblatt mit reichem
Unterhaltungsstoff: Romane, Novellen,
Essays, Humoristisches, Rätsel usw. /
Frauen- und Wirtschafts-Zeitung.

Abonnement kann täglich beginnen.

Verlag

des Posener Tageblatts

POZNAN, ul. Zwierzyniecka Nr. 6.

Postscheckkonto Poznań Nr. 200283

Telefon-Nummer 3110 und 2273.

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

7. Jahrgang

geben ein getreues Bild der
politischen und wirtschaftlichen
Entwicklung Sowjetrußlands und
der Randstaaten mit besonderer
Berücksichtigung der baltischen
Republiken; sie bringen Aufsätze
berufener Autoren kultureller
und schöngeistiger Bestrebungen,
wichtige Nachrichten aus der
Heimat sowie aus den
39] Organisationen in
Deutschland.

monatlich 2 Hefte.

**Baltischer Verlag und Buch-
handlung G.m.b.H., Berlin W 30**
Mohstraße 22.

„Dorpater Nachrichten“

Deutsch-Baltische Tageszeitung
in Estland

hat sich die Erhaltung und den Wiederaufbau
deutscher Kultur in Estland zum Ziel gesetzt.

**Der Transit nach Rußland geht
191] durch Estland**

Estland bezieht seinen Bedarf an Industrie-
erzeugnissen aus Deutschland

Inferieren Sie daher in den

„Dorpater Nachrichten“

Verantwortlicher Schriftleiter: E. Gluck

Herausgeber:

Buchdruckerei und Verlag S. Laafmann

Abonnementspreis: Mk. 75.— monatlich, fürs
Ausland 110 G.Mk.

Insertate: im Anzeigenteil: G.Mk. 4.— für 1 m/m
der Anzeigenpalte; im Text: G.Mk. 10.— für
1 m/m der Textpalte.

Annahme der Insertate: in der Expedition der
„Dorpater Nachrichten“, Rigasche Str. Nr. 6,
in sämtlichen Postanstalten und in den am
Kopf der Zeitung verzeichneten Annahmestellen

Ein prächtiges Weihnachts-
Geschenk für alle Harzfreunde

HARZBUCH

von

CARL LANGE

mit Offsetumschlag und 18 Steinzeichnungen

von

BERTHOLD HELLINGRATH

Preis in Leinen geb. 9,— G.-Mk.

BERLIN NW. 7

Dorotheenstr. 66/67

GEORG STILKE

Verlagsbuchhandlung

Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Ein prächtiges Geschenkwerk für jedermann!

Das bayerische Hochland

258]

mit Salzburg und Innsbruck

Eine Wanderung durch deutsches Alpengebiet

152 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck

Mit Text von Dr. A. Dreher (Leiter der Alpenvereinsbücherei)

Querquartformat. Ganzleinenband nach einem Original von Ernst Plach. Preis 20 Gm.

Die schönsten Bilder und Motive des bayerischen Hochlands in seiner ganzen, unvergleichlichen Mannigfaltigkeit, vom Allgäu bis zum Chiemgau, von München bis Ruffstein (einschließlich Salzburg und Innsbruck) in allen Übergängen von der wildzerklüfteten Felsregion bis zur stillen Anmut der Täler und Seen, im leuchtenden Glanz der Sommer Sonne wie unter der schimmernden Decke von Eis und Schnee sind in diesem umfangreichen Album gesammelt. Die eingestreuten Genrebilder sind ursprüngliche Zeugnisse von Eigenart und Tracht, Sitte und Brauch der Hochlandsbewohner. Wer die erhabene Bergwelt sah und eine würdige Erinnerung daran besitzen möchte, wer die Berge als seine Heimat verehrt und liebt, wer dem Bergsport huldigt im Sommer oder Winter, wer für künftige Reisen Pläne machen will, der findet in diesem Album seltene Schätze und reinstes künstlerisches Genießen.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Hahn & Löchel * Danzig

Tel. 508, 3092.

Langgasse 72

**Orthopädisch-medizinisches
Fach- und Versandgeschäft**

[815]

**Optik, Operationsmöbel
Kunstglieder, Bandagen****Kattowitzer Zeitung**

Oberschlesisches Handelsblatt

54. Jahrgang

Das maßgebende Organ in Fragen der
Politik u. Wirtschaft

Zuverlässige Berichterstattung

Führendes Blatt für

Handel und IndustrieVerbreitetste u. angesehenste Tages-
zeitung im polnischen Industriegebiet

Erfolgreichstes Insertionsorgan

Probenummer auf Wunsch unberechnet

Zentralheizungen

aller Art

Warmwasserbereitungen**Gas, Wasser- und
Kanalisationsanlagen****Hochdruckleitungen**liefern auf Grund langjähriger
Spezialerfahrungen

802]

Degen & Goebel

G. m. b. H.

Filialleiter: Ing. Harwart

Danzig - Oliva

Dultzstr. 4

Fernspr. 155

Germania-Drogerie

Ernst Friese, Oliva

Markt 21

Markt 21

**Drogen
Chemikalien
Parfümerien
Seifen**

271]

*

A. Manfras

Danzig

Hundegasse 120 / Telefon 2403

**Feine
Maßschneiderei
und
Stofflager**

*

803]

VICTOR LIETZAU A.-G.

Telefon
87, 187

DANZIG, Langgasse 38

Fabrikation
Engros- und
Einzel-Verkauf

Nautik
Kompass
Sextanten
Logguhren
Megaphone

Optik
Photoapparate
Brillen
Mikroskope
Ferngläser

Geodäsie
Reißzeuge
Nivelliere
Meßinstrumente
jeder Art

**Elektro-
technik**
Stark- und Schwach-
strom-Installationen
Telephon- und Blitz-
schutz-Anlagen

[308]

343]

Paul Radtke

Pelzwaren-Mode-Haus

Gr. Wollwebergasse 11 Danzig (Parterre und I. Etage)

Telefon 1914

* Pelzwaren *

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen.

Georg Jacobi, Danzig

Fernschrift:
Geja.

Hopfengasse 25

Fernruf:
61, 5668.

Gross-Handels-Vertretungen. Direkte Beziehungen zu
Firmen des europäischen Kontinents wie mit Amerika.

309]

Lebens- und Genussmittel aller Art

Insbesondere Reis, Tee, Kaffee, Zucker, Kakaopulver, Kakaobohnen,
Kakaobutter, Mehl, Hülsenfrüchte, Gewürze, technische Fette.

Vertreter der Baltischen Zucker-Raffinerie A.-G., Danzig-Neufahr-
wasser und der Morris-Packing-Company, Chicago-Hamburg.

„ELASTO“-LACKE

der

Danziger Lack- u. Farbenwerke A.-G.

DANZIG-LANGFUHR, Friedensschluß

TELEPHON:
Nummer 698

Waggons:
Anschlußgleis Lackfabrik

Telegramme:
FARBENWERKE

[339]

SPEZIALITÄTEN:

Kutschenlacke, Schleiflacke, weiße sowie bunte Emallen,
Rostschutzfarben, Ölfarben, Spachtel und Sikkative.

S. LEWIN

318]

DANZIG

HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

TEL. 189, 3777, 8230

TEL. 189, 3777, 8230

Schürzen- u. Wäschefabrik

**Grösste Leistungsfähigkeit
Lagerbesuch stets lohnend**

Krüger & Gdanietz

Danzig, Altst. Graben 69 70

Drahtanschrift: „Tritex“

Telefon: 5930

Kommissionen

Agenturen

Wir unterhalten ständige Kommissionsläger führender
deutscher, französischer und schweizerischer Firmen
in

325]

Spitzen, Stickereien, Stoffen, Strumpf-
waren, Handschuhen, Wolle u. Wollwaren
Seidenbändern und Knöpfen jeder Art
Herrenwäsche

Generalvertretung der Mech. Trikotweberei
:: Danzig, G. m. b. H., Danzig-Langfuhr ::

Ständiges Lager in Trikotagen

Billigste Einkaufsgelegenheit für Grossisten u. Kaufhäuser

Import**Transit****Export**

KURHAUS OLIVA

Bes.: EUGEN KATT

Bergstr. 5

direkt am Walde

Telefon 27

Hotel-Pension I. Ranges

Terrasse ∴ Veranda ∴ Gesellschaftsräume

Täglich Konzert — Reunion

Eigene Autos ständig zur Verfügung

Vorzügliche Küche

la Keller

Autogarage — Ausspannung

288]

Danziger Gewürzmühle

Garantiert
reine Gewürze in
Beuteln zu 10 u.
20 Pfennig im
Verkauf.



[822

Ernst Fast

Danzig

Hopfengasse 76

Tel. 5713

Tel. 5713

WITT & SVENDSEN

G. • M. • B. • H.

FABRIK UND GROSSHANDLUNG
LANDWIRTSCHAFTLICHER
MASCHINEN UND GERÄTE
EISENGIESSEREI

113]

STOLP ❖ DANZIG

PLATENHOF-TIEGENHOF

KONDITIONEIREI u. CAFÉ OSKAR KOCK OLIVA

am Schloßgarten Nr. 18

Telefon 123

Telefon 123

286]



Gegenüber dem Schloßgarten und an der Halte-
stelle der Straßenbahn Oliva—Danzig

Meierei,
Delikatessen- und Kolonialwaren-Handlung
En gros En detail

B. Kroen & S. Marx Nachf.
Inh.: Albert Sischer

Oliva, Delbrückstraße 4

Fernsprecher Nr. 116

Fernsprecher Nr. 116



289]

Bankkonten:
Deutsche Bank / Volksbank Oliva / Gemeindesparkasse Oliva

Schloß-Sotel, Oliva

S. Zühlke, Schloßgarten 9, neben der Post. Tel. 35

Café / Konditorei / Weinstuben

Garten / Veranden, offen und ge-

schlossen / Vereinszimmer / Gute

Küche / ff. Asphalt-Regelbahn

Ausspannung / Autogarage

Radfahrerstation.

285]

Wein-, Likör-, Zigarren- und Zigaretten-Handlung zu Engros-Preisen

BORG



**FÜR
QUALITÄT RAUCHER**

UT-Lichtspiele

Danzig, am Hauptbahnhof



Gute
Musik

Danzigs größtes
und vornehmstes
Lichtspieltheater

*

Ur- u. Erstaufführungen
von Filmen neuester
Produktion

*

Die UT-Lichtspiele gehören
zum Theater-Konzern der
Universum-Film-Aktiengesellschaft „Ufa“ Berlin, die
über rund 120 Theater mit
ca. 100000 Sitzplätzen verfügt

Vorführung
4, 6, 8 Uhr



[138]

Entzückt ist jede Dame
über

Nestle's
Dauerwellen

Ausschließliche Ausführung

Haar-Körner

Danzig, Kohlenmarkt 18/19

= Telephon 2279 =

Broschüre gratis!

[135]

Walter Roesler

Fleischermeister

Danzig - Neufahrwasser

Olivaer Strasse 66

= Telefon 809 =

Bank-Konto:

Danziger Privat-Aktien-Bank

[816]

**Beste Bezugsquelle
erstklassiger Fleisch-
und Wurstwaren**

**Belieferung
erstklassiger Hotels
und Restaurants.**

Franz Roesler Nachflg.

Inh. Benjamin Roesler
Fleischermeister

Danzig - Neufahrwasser

Olivaer Strasse 36

Telefon 6197

Bank-Konto:

Danziger Privat-Aktien-Bank

Schlachtereier

[242]

**Belieferung sämtlicher in-
und ausländischer Schiffe
mit frischem Proviant
sowie Dauerware**

Café Ecker-Zoppot

Fernruf 104

Das ganze Jahr geöffnet.

② Täglich Konzert. ②

Kalte
und warme Küche.

Diners von 12-3 Uhr.

Eigene Konditorei.

Bestellungen
von

Torten, Baumkuchen,
Crèmes. Eis, bunte
Schüsseln werden
bestens ausgeführt.

[128]

M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren

[154]

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.

Hotel Deutscher Hof

Telefon 12

OLIVA

Am Bahnhof

Erstklassige Einrichtung. 80 Betten.
Gute Verpflegung.

Anschließend

M a s c o t t e

278]

Täglich Konzert und Réunion.

Gut gepflegte Getränke. Kein Weinzwang.

⌘ Küche Tag und Nacht in Betrieb. ⌘

BRUNO TOERCKLER

FABRIK FÜR HAUS- UND TOILETTESEIFEN

284]

SPEZIALITÄT DER HAUSSEIFEN-ABT.:

ELFENBEINSEIFE IM KARTON, SPE-

ZIALITÄT DER TOILETTESEIFEN-

ABT.: GLYZERIN-GOLDCREAM-SEIFE

FABRIKATION VON KRISTALLSODA,

BLEICHSODA, SEIFENPULVER, LAGER

VON PARFÜMS SOWIE ALLEN WASCH-

ARTIKELN, LICHTERN, LUXUSKERZEN

USW. USW.

FABRIK: OLIVA

**HAUPTGESCHÄFT
MIT NIEDERLAGE**

DANZIG, ZIEGENGASSE 12

Fernruf Oliva: 26 / Fernruf: Danzig 71 / Postscheckkonto: Danzig 1387
Bankkonto: Sparkasse Gemeinde Oliva

Kurt Kessler

FABRIK FEINER LIKÖRE

ZOPPOT, POMMERSCHE STRASSE Nr. 36

Telefon 92, Telegrammadresse: KURT KESSLER

Spezialitäten:

Danziger Liköre / Zoppoter Edelkorn / Zoppoter blttr Tropfen

Abteilung II:

Autogarage * Benzin und Oelstation

166

WALTER GOLDSTEIN

Tel. 3140

DANZIG

Tel. 3140



[813]

Leinen-Baumwollwaren engros

Danziger Schokoladenfabrik A.G., Danzig

Weldengasse Nr. 35—38

::

::

Fernsprecher 3104 und 6255

AIDA-SCHOKOLADEN

Aida-Sahne / Aida-Schmelz / Aida-Bitter

[181]

Aida-Mokka / Aida-Haushalt

GRÖSSTE LEISTUNGSFÄHIGKEIT FÜR EXPORT

H. BERNEAUD

183] DANZIG * STETTIN * ABERDEEN

H. Berneaud & Co., Königsberg i. Pr.

Herings-Im- u. -Export

Danzig, Kiebitz- und Stützengasse • Tel. 40 und 3340

92]

Restaurant**JUNKERHOF**

Inhaber:

Felix Peter * Danzig * Jopengasse 16

Telefon 5198

August Momber

G. m. b. H.

Gegründ.
1836**Danzig, Domnikswall 9-10**Fernspr. 1
123**Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung**

Teppiche : Klubmöbel

Gardinen : Innendekorationen

Betteinrichtungen : Leinenwaren

[298]

Einziges Spezialhaus am Platze**Damen- und Herrenfrisiergeschäft**

Solide Preise, sauberste Wäsche,

* * sorgfältigste Bedienung * *

282]

Paul Hinz,

Oliva, Ecke Zahnstraße und Waldstraße

Möbelfabrik H. Scheffler

Danzig

Büroeinrichtungen

Am
Holzraum 3/4

Wohnungseinrichtungen

Einzelne Büromöbel
Polstermöbel

Innenausbau
Bautischlerarbeiten
Gegründet 1876

Fernruf: 614 und 5762

[119]

A D. HANOW

HERREN-MODEN

807]

DANZIG, HUNDEGASSE 106/7

GEGRÜNDET 1852

TELEFON 1502

STEINGUTFABRIKEN
VELTEN-VORDAMM

G · M · B · H

Velten bei Berlin
Vordamm a. d. Ostbahn

Handgemaltes
Gebrauchsgeräth
und Kunstkeramiken
vereinigen in sich tech-
nische Güte, zweck-
mäßige Formen und
künstlerische Gestaltung
und dienen so gleich-
zeitig zu Gebrauch und
Schmuck

239]

M. A. Hasse Nachf.

Danzig

Zigarren- u. Tabak-Fabriken

Kontor:

Altstätt. Graben 4/6

Tel. 856

Fabrikation:

Weidengasse 35/8, Tor 4
(Gewehrfabrik)

76]

Tel. 5514

DANZIGER BLECHWAREN-WERKE

[313]

AKTIEN-GESELLSCHAFT

Marmeladeneimer
Kanister für Spiritus,
Öl, Lack

Patenteindruckdeckel-
dosen

Stülpedeckeldosen

Bohnermassedosen

DANZIG

Reitergasse Nr. 13/14

TELEGR.-ADR.:

„OSTBLECH“

TELEFON

5393

1890

*

Schuhkremedosen

Kronenkorke

(Flaschenverschlüsse)

Bonbondosen

Ovale und viereckige

Sardinendosen

Musterdosen für alle

Zwecke

**KONSERVENDOSEN FÜR
GEMÜSE, FISCH, FLEISCH, OBST**

BLECHDRUCKEREI

BLECHLACKIEREREI

Spezialität: Farbige Reklameplakate nach künstlerischen Entwürfen

KAUFHAUS JULIUS HEIMANN OLIVA, AM MARKT 18

276]

*

MANUFAKTUR-
U. MODEWAREN, WÄSCHE-AUSSTATTUNGS-
GESCHÄFT, CONFEKTION, BADE-ARTIKEL

Fischer & Nickel

Danzig * Stettin * Elbing * Tilsit

Treibriemen / Techn.
Gummi- und Asbest-
Fabrikate / Armaturen
Mineral-Ole

[84]

Probieren Sie

Messerschmidt's Roggen-Malz-Kaffee (voller
Bohnenkaffee-Genuss), kräftig u. sehr schmeckend.

Verfand überall hin. — Verbraucherpreis 40 Pf. für 1/1 Pfd.

Deutsche Roggenkaffee-Fabrik in Schneidemühl.

[388]



Adler-Apotheke

270]

OLIVA

Am Schloßgarten 12



H. Geißler



CARL FIERKE

Gegründet 1894

OLIVA

Danziger Str. 10-11

Fernsprecher 56

296]



**HOLZ- UND
KOHLEN-
HANDLUNG
BAU-
MATERIALIEN**



**Fuhrwerks-
Wage am Platze**



R. Dahlmann Nachf.

Inhaber: JULIUS HOOG

279]

....

KOLONIALWAREN

DELIKATESSEN

GEMÜSE-KONSERVEN

SÜDFRÜCHTE,
WILD, GEFLÜGEL
UND FEINE
FLEISCHWAREN

KAFFEE-RÖSTEREI

OLIVA

FERNSPRECHER NR. 14

Walter Frommann

Fleischermeister

Oliva, Markt 2

— TELEFON 5 —



277]

**Feinste
Fleisch-, Wurst-
und Aufschnitt-
waren**

Erstklassiger
Herren-und Damen-
Frisier-Salon



Verkauf sämtlicher
Parfümerien und
Seifen



Frau Hedwig Pape

OLIVA

Markt 20

[269]

Gartenbaubetrieb
Bruno Rose
Oliva



Schloßgärtnerei

Spezialität:
Neuanlagen und Instand-
haltung von Gärten

[294]

Ed. Springer

Oliva

Eisenwarenhandlung



Magazin
für Küche und
Haus



Einziges Spezialgeschäft
am Platze

[273]

Feinbäckerei
Fritz Seikowski
Am Markt Nr. 1
Oliva

empfiehlt
seine anerkannt gute
Backware



Spezialität:
Kr.-Kraus-Brot

[292]

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

5. Jahrg. Januar 1925 Nr. 10

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

	Seite
Oberpräsident v. Bülow: Zum Geleit	859
Oberbürgermeister Dr. Krause: Die neue Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen und ihre Hauptstadt Schneidemühl, mit Bildern	861
Julius Rohde: Die Kunstdenkmäler der Grenz- mark, mit Bildern	877
F. Pfügenreiter: Das Zinnblech-Gewerbe im alten Fraustadt, mit Bildern	886
R. Heßler: Vorgeschiedliches aus der Grenz- mark, mit Bildern	892
Wilhelm Deimann: Hermann Löns und die Grenzmark, mit Bildern	913
Dr. Erhard Kraemer: Wie wir das Geburts- haus Hermann Löns fanden	918
F. Pfügenreiter: Naturdenkmäler der Grenz- mark, mit Bildern	922
Franz Lüdtke: Vor der Ewigkeitspforte	932
Franz Lüdtke: Seele meiner Heimat	934
Oberstudienrat Beder: Die Grenzmark Posen-Westpreußen	937

Rundschau:

Unser Grenzmarkheft	941
Hermann Kaufmann: Berufsstand und Bildung, Gedanken zum kulturellen Aufbau des Deutsch- tums in Polen	941
Studienrat Dr. Schmitz: Das geistige Leben der Grenzmark	947
Studienrat Paul Laszkowski: Die Freie Ost- märkische Volkshochschule	953
Dr. M. Horn: Das Geistesleben in der nörd- lichen Grenzmark	956
Dr. Verbeulwich: Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Grenzmark	958
Studienrat Paul Laszkowski: Ostmärkische Er- zieherinnen der deutschen Jugend	963
Marie Matthias: Was bedeutet die Heimat in Rudolf Kögels Leben	965
Marie Matthias: Das Zeitungswesen in der Grenzmark	967
Franz Alfons Sayba: Franz Lüdtke, der Dichter und Pädagoge	969
Marie Matthias: Eure Heimat ist die Wiege aller Schönheit	971
Grenzmark 1925	974
Buchbesprechungen	976—980

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 1, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2

Telefon: Oliva 143

Dresdner Bank

in

Danzig

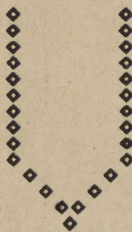
Langermarkt 12/13

[400]

Kurt H. Lutteroth

Assekuranz

[93]



Hamburg

Berlin

Danzig

Memel

Disconto-Gesellschaft

Filiale Danzig

Langgasse 45

[257]

Danziger
Allgemeine Verkehrsbank
Aktien-Gesellschaft

Danzig-Langfuhr
Hauptstraße 32 (am Markt)

★

Drahtanschrift:
Verkehrsbank Langfuhr
Postscheck-Konto:
Danzig 2380
Fernsprecher: 2094

258]

Commerz- u. Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Filiale Danzig

Langermarkt 14

★

Telegrammadresse: *Hanseatic*
Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

253]

DEUTSCHE BANK
ZWEIGSTELLE SCHNEIDEMÜHL
FRIEDRICHSTRASSE 29

349]

ERLEDIGUNG
SÄMTLICHER BANKGESCHÄFTE



ANNAHME WERTBESTÄNDIGER
SPAREINLAGEN

TELEFON 717-19

Postscheckkonto Berlin 80391

OSTBANK [348]
FÜR HANDEL UND GEWERBE
DEPOSITENKASSE SCHNEIDEMÜHL

MIT WECHSELSTUBE AM BAHNHOF

← FERNSPRECHER: NUMMER 2 UND 573 →

.....

ANNAHME VON SPARGELDERN
 AUF WERTBESTÄNDIGER GRUNDLAGE
 AN- UND VERKAUF VON WERTPAPIEREN
 UMWECHSLUNG AUSLÄNDISCHER GELDSORTEN
 AUFBEWAHRUNG VON WERTPAPIEREN
 UND VERMIETUNG VON STAHLFÄCHERN IN
 DIEBES- UND FEUERSICHERER
 STAHLKAMMER

REICHSBANKGIROKONTO / POSTSCHECKKONTO BERLIN 64661

Deutsche Raiffeisenbank Berlin

Zweigstelle Schneidemühl

Fernsprecher 654 u. 558 / Reichsbankgirokonto
Postscheckkonto Berlin Nr. 101853

Annahme von Spareinlagen

unter weitgehendster Sicherheit, gegeben durch die Reichszentrale
der gesamten Landwirtschaftlichen Genossenschaften Raiffeisenscher
Organisation Deutschlands

**Ausführung aller
bankmäßigen Geschäfte
Stahlkammern**

359]

GETREIDE
KARTOFFELN
RAUHFUTTER



DÜNGEMITTEL
FUTTERMITTEL
SÄMEREIEN

**Landw. Warenzentrale
der Grenzmark-Genossenschaften
G. m. b. H., Schneidemühl**

Güterbahnhofstr. 1

Fernspr.: 735-737

350]

**Telegramm-
Adresse:
Karosserie
Zoppot**



**Telefon:
Zoppot
651, 52
579**

[366]

D. K. F. Karosserien sind erstklassig!

Spezialfabrik für Karosserie-
bau und Automobilreparatur
Anfertigung von Ersatzteilen

**Danziger Karosseriefabrik A.-G.
Zoppot**

BRITISH TRADE CORPORATION

Incorporated by Royal Charter

259]

DANZIG BRANCH

Domnickswall 6

Telegramm-Adresse: Tra ban que

Telefon-Nrn. 337, 5266, 5267, 1488

7197, 7198, 7199, 8001

**Ausführung
aller bankgeschäftlichen Transaktionen**

LLOYDS SUB AGENCY

Die

Hansa-Bank

Aktiengesellschaft

DANZIG, Brotbänkengasse 43

hält sich zur Erledigung
sämtlicher bankgeschäftlichen
Transaktionen bestens
empfohlen

162]

[illegible]

Telefon: 560, 1899, 7184, 7185

Postscheckkonto:

Danzig Nr. 1158

Stettin Nr. 12060

Bassko

**Baltisches Assekuranz-
und Handelskontor
Aktiengesellschaft**

Versicherungen aller Art
Warenagentur u. Commission

Danzig

Milchkannengasse 1 a

Fernsprecher 5769

[224]

Transporte nach dem Osten

Schenker's

Transport-Organisation

Spedition — Befrachtung ganzer Dampfer — Luftgütertransporte — Verzollungen — Einlagerungen
Inkassi — Versicherungen — Auskunft in allen östlichen Transport- und Wirtschaftsangelegenheiten

Spezialverkehre

[343]

nach Finnland, Estland, Lettland, Litauen, dem
Memelgebiet, Danzig, Polen, Sowjetrußland, der
Sowjetukraine und dem Kaukasus

**E G
O**

**AUSSTELLUNGS HAUS
E.G.OLSCHEWSKI**

MÖBEL : FABRIK

DANZIG

ELISABETH-WALL 6

TÖPFER GASSE 13

GEGRÜNDET 1877

MÖBEL

POLSTERMÖBEL

HOCHWERTIGER

QUALITÄT

WECHSELNDE AUSSTELLUNGEN

GEMÄLDE

PLASTIK

GRAPHIK

Baustoffe

aller Art liefert zu
Originalsyndikats- bzw.
Werkspreisen die Firma

Otto Quast **Schneidemühl**

Bahn- u. Industriebedarf
Baustoff-Grosshandlung

377]



Büro und Lager
auf dem Güterbahnhof

Telegrammadresse: Baustoffe

Telephon Nr. 224

Speditionshaus

**H. Hoffmann Nflg.
Schneidemühl**

**Spezialgeschäft
für Möbeltransporte**



Grosser Wagenpark



Erstklassige Packer



**Grosse massive Lager-
häuser mit eigenem
Gleisanschluss**



Grünstrasse 4-7 / Bromberger Strasse 51

Telefon 68



Karl Tuschy & Co.

Berlin **Schneidemühl** Lauenburg ⁱⁿ Pom.

Hauptbüro: Bismarckstraße 4

Lagerplatz: Selgenauer Chaussee

— Fernsprecher 669 —

355]



O.-S. Steinkohlen
Hüttenkoks
Schmiedekohlen
Anthrazit
Braunkohlenbriketts



FISCHER & TSCHUSCHKE

Fernsprecher 74 **Schneidemühl** Neuer Markt 13

356]

EISENHANDLUNG

Stabeisen, Bleche, Röhren, T-Träger, U-Eisen, Ackergeräte, Ketten, Drahtnägel, Wagenachsen, Werkzeuge und Werkzeugmaschinen, Kachelöfen, Baumaterialien, Glas, Porzellan, Steingut, Haus- und Küchengeräte.

===== WAFFEN UND MUNITION =====

Zentralheizungen

jeder Betriebsart u. Grösse

Wasserbeschaffungen

für alle Zwecke selbst in schwierigsten Fällen

Bade-u. Spülklosett-Anlagen

Warmwasserbereitung, Pumpen und Kanalisation
liefert erstklassig zu soliden Preisen

Friedr. Hennings Dr. Krone Wpr. 73 Fernr.

Feinste Referenzen
von Behörden
und Privaten.

Altreingeführte Spezialfabrik
für gesundheitstechnische
Einrichtungen aller Art.

Man verlange
Jingieurbesuch
und Angebote.

[343]

Ostdeutsche Elektromotorenwerke Schneidemühl

Telephon Nr. 117 u. Nr. 136

- Abt. I: Bau von Drehstrommotoren und Transformatoren jeglicher Spannungen.
Abt. II: Ankerwickerei: Reparatur und Neuwicklung von Elektromotoren, Dynamos, Generatoren und Transformatoren sowie jeglichen Apparaten. Sauberste und schnellste Ausführung wird garantiert.
Abt. III: Großes Lager von Beleuchtungskörpern, Lampen und Sicherungen jeder Spannung.
Abt. IV: Eisengießerei.

[385]

357]

F. WODTKE

Internationale Transporte
Schneidemühl, Zeughausstraße 12

Fernruf 666

Gegründet 1878

Fernruf 666

Spezial-Sammelladungs-Verkehr von und nach Polen und Randstaaten
Verzollung / Spedition / Lagerung / Möbel-Transporte

Eigene Geschäfte: Berlin, Bydgoszcz (Polen), Frankfurt a. d. O., Hamburg
Danzig, Warschau und Riga

Automobil- und Maschinen-Werkstätten
Gentzmann & Co.

Dreherei * Autogen - Anlage

Benzin * Öl * Bereifung

Vollreifen-Pressen

[882]

Garagen

Reparatur-Werkstatt für sämtliche Systeme

SCHNEIDEMÜHL / Mühlenstr. 11

Fernruf Nr. 331

JULIUS EDEL

Schneidemühl

Alte Bahnhofstr. 10

FERNSPRECHER 303



Likör-Fabrik

♦ Gegründet 1870 ♦

[851]

352]

Schneidemühl**HOTEL PREUSSENHOF**

TEL. 29

Bes.: Erwin Behncke

TEL. 29

Auto-Unterkunft — BAD — Zentralheizung

Das feine solide Bürgerlokal

Vollständig renoviert!

386]

EDUARD POCHERTFernsprecher 379 **Schneidemühl** Krojanker Str. 6-7

Brunnenbaugeschäft / Bohrunternehmung / Pumpenfabrik
 Wasserleitungen / Hydrophoranlagen / Enteisungsapparate
 Badeeinrichtungen / Kanalisationen / Kläranlagen

Ingenieurbesuche, Kostenanschläge u. Projekte kostenlos

LOUIS TEUFFEL

Buch- und Kunsthandlung

Gegr. 1852 **Schneidemühl** Fernspr. 61

Abt. Buchhandel: Klassiker, politische
und schöne Literatur.

Abt. Kunst: Ölgemälde, Radierungen,
echte Bronzen, Figuren.

Abt. Luxus: Kristall, Messing- u. Nickel-
waren.

Abt. Lederwaren: Geld- u. Brieftaschen,
Damenhandtaschen, Leder-
und Vulkanfibrekoffer.

Abt. Kontor: Büromöbel, Schreibma-
schinen u. sämtliche Kontor-
bedarfsartikel.

362]

Ostmärkische Eisenhandels-Gesellschaft m. b. H., Schneidemühl

**I - TRÄGER — RÖHREN — EISEN-
u. EISENWAREN-GROSSHANDLUNG**

**Verkaufsstelle der A. Druckenmüller u.
Eschmann-Huckert G.m.b.H., Berlin**

Kontor und Lager: Krojankerstraße

Fernspr.: 730 u. 731 / Tel.-Adr.: Ostmark Schneidemühl

Reichsbank-Girokonto / Postscheckkonto:

Berlin Nr. 123068

[880]

Die Grenzwatch

Schneidemühler Tageblatt

**Volkszeitung für die Grenzmark Posen-Westpreussen,
Pommern und die Neumark**

**Über die ganze Provinz und Nachbarbezirke in allen
Schichten der Bevölkerung verbreitet**

Wöchentlich 6 Ausgaben

[854]

**Beilagen: Sonntagsblatt, Illustrierte Tiefdruck-
beilage, Bilder von Feld und Hof**

**Man verlange Probenummern durch die Geschäftsstelle
in **Schneidemühl, Zeughausstrasse 22****

Raiffeisenhaus Danzig, Krebsmarkt 7/8

Danziger Raiffeisenbank, e. G. m. b. H.

Drahtanschrift: Raiffeisen Danzig.

Postcheckkonto: Danzig Nr. 142.
Berlin Nr. 67300.

Danziger Landwirtschaftsbank Aktiengesellschaft

Aktienkapital: 156 Millionen.

Drahtanschrift: Dalabag Danzig.

Reserven: 60 Millionen.

Postcheckkonto: Danzig, Nr. 2158

Gemeinsame Filialen: Dirschau · Graudenz · Kiegenhof.

Fernruf: Nr. 3393, 3491, 3493, 5329, 5539.

Ausführung aller Bankgeschäfte.

Deutsche Bauernbank für Westpreußen, G. m. b. H.

Fernruf: Nr. 3199—3203.

Postcheckkonto: Danzig, Nr. 1397.

Vertretung der Roggenrentenbank A.-G., Berlin.

Landwirtschaftliche Großhandels-Gesellschaft, mit beschränkter Haftung.

Volleingezahltes Stammkapital: M. 8 000 000.—

Reserven: M. 4 000 000.—

Zweigniederlassungen und Zweigstellen:

Im Gebiet der Freien Stadt

Danzig

Gr. Händler, Rathhof, Neuteich,
Simonsdorf, Gobbowik und
Kiegenhof.

143]

in Deutschland

Deusch · Eylau, Freystadt,
Bischofswerder, Grunau,
Marienburg, Rosenberg, Stuhm,
Ritowallen, Grenzmarkische San-
delsgenossenschaft Schlochau.

in Polen

Briesen, Kulmsee, Dirschau,
Graudenz, Karthaus, Lessen,
Lobbau, Neumark, Pelpin, Puhlig,
Schweh, Soldau, Strasburg,
Luchel;

demnächst auch in:

Konik, Schöned, Pr. Stargard
und Zempelburg.

Abgekürzte Aufschrift für ge-
wöhnliche Briefe und Post-
karten: Edw. Großhandels-
gesellschaft, Danzig.

Drahtanschrift:

Großraiffeisen Danzig.

Fernsprecher: Geschäfts-
räume 3198—3203, 3490,
3492, 3494 und 6143.

Speicher: Danzig 3204, 416;
Danzig · Holm 3090, 3205.

Reparaturwerkstätte:
Danzig · Schnellmühl 3350.

Girokonto bei der Reichsbank-
hauptstelle Danzig.

Postcheckkonto bei dem Post-
scheckamt Danzig Nr. 1358.

Import und Export:

Getreide, Ölsaaten, Hülsenfrüchte, Sämereien, Kartoffeln, Heu, Stroh, Wolle,
Mehl, Reis, Lebensmittel aller Art, Kolonialwaren, Futtermittel, Düngemittel,
Maschinen und Geräte, Brenn- und Baustoffe, Fette und Öle.

Expedition · Größte Getreide-Lagerhäuser am Plage · Getreide-
Trocknungsanlage · Moderne maschinelle Klee-Reinigungsanlage.

Mit der Landwirtschaftlichen Großhandels-Gesellschaft durch gleiche Geschäftsleitung
verbunden:

Weichselland Aktiengesellschaft für Landwirtschaft.

Raiffeisenhaus Danzig, Krebsmarkt 7/8



„Standard“ Phoenix

Der deutsche Turnierbo
Auf allen Plätzen hervorrage
bewahrt!

HARBURGER GUMMIWAREN FABRIK *Phoenix*
HARBURG

73]

Feine Haus- und
Küchengeräte
Solinger Stahl-
waren
Nickelwaren

Moderne Jagd-
waffen
Munition
Büchsenmacherei
m. elektr. Betrieb

819]

Franz Kuhnert

Tel. 506, 507

Danzig

Gegr. 1879

Hundegasse 98

Marktuschegasse 5

Die Anzeigen für den Freistaat Danzig werden von der Anzeigenabteilung der Ostdeutschen Monatshefte, Dittva b. Danzig, Albertstr. 9, Tel. 148, erledigt. Zahlungen aus dem Freistaat bitte dorthin zu richten. Anzeigen für Elbst durch Georg Krause, Sprindgasse 4, für Königsberg-Preußen Graf von Zinten-stein, Oberteichufer 18—19, für Rheinprovinz, Westfalen, Hessen-Nassau, Baden, Elsaß-Lothringen, Württemberg, Bayern, Schweiz durch E. Schulze, G. m. b. H., Essen, für Norddeutschland durch Arthur Wittmann, Hamburg, Esplanade 45, für das übrige Deutschland durch Georg Etille, Berlin N. W. 7, Dorotheenstrasse 6667. Postkassentonto: Berlin 28489. Bankkonto: Delbrück, Schindler & Co., Berlin W.

Die Anzeigen werden in Reichsmark berechnet:

$\frac{1}{4}$ Seite Mk. 50 — $\frac{1}{2}$ Seite Mk. 80. — $\frac{3}{4}$ Seite Mk. 18.50 $\frac{1}{8}$ Seite Mk. 10. —

Vorzugsplätze wie Umschlagseiten, Anzeigen vor dem Text, erste und letzte Seite nach dem Text

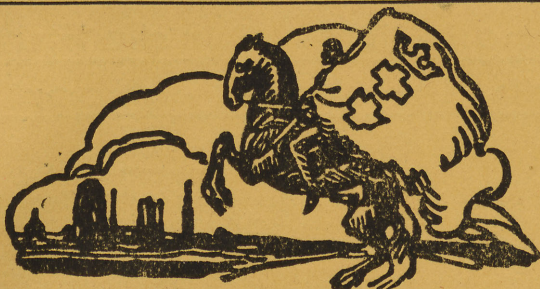
$\frac{1}{4}$ Seite Mk. 60. — $\frac{1}{2}$ Seite Mk. 86. — $\frac{3}{4}$ Seite Mk. 23. — $\frac{1}{8}$ Seite Mk. 12.50

Bei 3 × Aufnahme 10 %, bei 6 × 20 %, bei 12 × 30 % Rabatt.

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“ kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ostpreußen durch Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr., Paradenplatz, für Estland durch Kluge & Ströhm, Reval, für Lettland durch Gustav Löffler, Riga.

Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1,— Goldmark, für Danzig 1,30 Danziger Gulden.

251]



BODENSTEIN & MIEHLKE

TELEFON 1646 u. 2191 **DANZIG** BUNDEGASSE 48-49

**GRAPHISCHE KUNSTANSTALT
BUCH-UND STEINDRUCKEREI**

**AKTIEN-WERTPAPIERE-NOTGELD
ETIKETTEN U. PACKUNGEN IN MASSENAUFLAGEN
PLAKATE, DRUCKSACHEN ALLER ART**

Parksäle

**Langfuhr, Hauptstr. 142
am Uphagenpark**

341]

Telefon

◆ **Vornehmes Familienlokal** ◆

Festsäle

**Vereinszimmer
für alle Veranstaltungen**

Eigene Konditorei

„Ich helfe Dir“ * „Für die Familie“
„Nach der Arbeit“ * „Sport und
Gesundheit“

Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 50 Pfennig

[329

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-
mern, Krs. Marienburg u. Marienwerder

EDUARD WESTPHAL
DANZIG, LANGGARTEN 6-7

Danzigs
größtes Tuch-Haus

Schmiedegasse 13/14, 1 (Ecke Holzmarkt) und
Elisabethwall 8 (gegenüber d. Generalkommando)

330]

Die bekannteste und leistungs-
/ fähigste Bezugsquelle in /
deutschen und englischen

Herren- u. Damenstoffen

Tuch-Export-Haus Arthur Lange